

# Zeit & Schrift

24. Jahrgang

4 · 2021



**Streit wegen  
Corona?**

**Seelsorge bei  
Sterbenden**

## Editorial

- 3** **Weißt du, wie viel Sternchen stehen?**  
*Michael Schneider*

## Bibelstudium

- 4** **Barnabas und die ersten Gemeinden (12)**  
*Horst von der Heyden*

- 10** **Israels bleibende Bedeutung für die Welt**  
*Karl Otto Herhaus*

## Gemeinde

- 14** **Streit wegen Corona?**  
*Thomas Roser*

## Glaubensleben

- 22** **Biblische Seelsorge (24): Seelsorge bei Sterbenden**  
*Wolfgang Vreemann*

## Vorbilder

- 30** **Zum 100. Todestag von Fritz Binde**  
*Jochen Klein*

## Vor-Gelesen

- 32** **Matthias Hilbert: *Unvergessene Pastoren und Evangelisten***  
**Benjamin Lange: *Die Zehn Gebote***  
*Henrik Mohn*

- 34** **Stuart Olyott: *Predigen – fesseln oder faseln?***  
**Brett McCracken: *Seele, nähre dich gesund!***  
*Jochen Klein*

## Die Rückseite

- 36** **Behalte deine Gabel**  
*Autor unbekannt*

## Zeit & Schrift

24. Jahrgang 2021

### Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden  
Thüringer Straße 14  
57299 Burbach  
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider  
Klingelbachweg 5  
35394 Gießen  
E-Mail: schneidg@web.de

### Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift  
Horst von der Heyden  
Thüringer Straße 14  
57299 Burbach  
E-Mail: mail@zs-online.de  
Tel. 02736 6021

### Digitale Fassung:

www.zs-online.de  
(kostenloser Download)

### Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden  
Sparkasse Burbach-Neunkirchen  
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59  
BIC: WELADED1BUB

### Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

### Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 12 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

# Weißt du, wie viel Sternchen stehen?

Seit 40 Jahren gibt es Bestrebungen, die männliche Vorherrschaft in der deutschen Sprache durch neu erfundene »geschlechtergerechte« Schreibweisen zu brechen. Keine von ihnen war so schnell so erfolgreich wie das Gendersternchen.

Hatten sich ältere Formen wie *Leser(innen)* (seit dem 19. Jahrhundert) oder *Leser/-innen* (seit den 1940er Jahren) noch im Rahmen der geltenden Rechtschreibregeln bewegt, so wagte der Journalist Christoph Busch 1981 etwas Unorthodoxes: Er verschmolz den Schrägstrich mit dem kleinen i zum sogenannten Binnen-I (*LeserInnen*). Die Idee stieß in feministischen Kreisen auf große Resonanz, wurde von linken Zeitungen wie *WOZ* (Schweiz) und *taz* (Deutschland) aufgegriffen und fand auch den Weg in einige Parlamente und Behörden, blieb im Grunde aber doch immer auf bestimmte politische Milieus beschränkt.

2003 kam der Unterstrich auf (*Leser\_innen*), der die Bedeutung von »Geschlechtergerechtigkeit« erheblich ausweitete: In der Lücke sollten sich nun auch diejenigen wiederfinden, »die sich nicht mit der zweigeschlechtlichen Ordnung identifizieren können oder wollen«. Dieselbe Absicht verfolgen das Gendersternchen (*Leser\*innen*), 2009 zum ersten Mal vorgeschlagen und an die Platzhalterfunktion des Sternsymbols in Computersystemen angelehnt, und der Genderdoppelpunkt (*Leser:innen*), erstmals 2011 belegt. Aus dem Wettstreit dieser drei Möglichkeiten ist das Sternchen inzwischen als klarer Sieger hervorgegangen: Nach einer Untersuchung des Rats für deutsche Rechtschreibung (2020) macht es etwa 68 % der »gegenderten« Schreibweisen aus.

Kernnutzerschaft des Gendersternchens ist wie beim Binnen-I sicher die linke Seite des politischen Spektrums, aber die dahinterstehende, von einer mächtigen Lobby getragene Genderideologie (vgl. *Zeit & Schrift* 4/2019, S. 21–24) findet mittlerweile auch weit darüber hinaus Anklang, sodass in den letzten Jahren zahlreiche Behörden, Hochschulen, Medien, Organisationen und Unternehmen zur Verwendung des Sternchens übergegangen sind oder es zumindest zulassen.

Und die Christenheit? Für die EKD, die sich gerne als Speerspitze des gesellschaftlichen Fortschritts sieht, ist das Sternchen zwar offiziell nur eine Möglichkeit unter vielen, und eine »Verwendung in Rechtstexten« wird sogar ausdrücklich ausgeschlossen (*Tipps für eine geschlechtergerechte Sprache*, April 2020), aber an der Basis ist man schon weiter: Eine Zeitschrift der Diakonie verweigerte kürzlich den Abdruck eines Artikels nur deshalb, weil die Autorin nicht zur Verwendung des Gendersternchens bereit war (*IDEA* 30–31/2021, S. 24). Auch die ersten katholischen Bistümer empfehlen seit neuestem Sternchen und Doppelpunkt als Schreibweisen, die »Platz für geschlechtliche Vielfalt« lassen (*Handreichung für das Bistum Hildesheim*, Januar 2021).

Da wollen manche Freikirchler offenbar nicht zurückstehen: Am 7. August 2021 widmete der Baptistenpastor Christian Rommert ein ganzes »Wort zum Sonntag« (ARD) dem Gendersternchen, das er in Zukunft – wie bereits etliche andere Rundfunksprecher – durch eine kurze Pause auch »hörbar« machen will. Grund: »Ich will mit meiner Sprache Menschen nicht ausgrenzen. Ich will Menschen nicht verletzen. [...] Ich will lernen, durch meine Sprache das Signal zu senden: Ich sehe Dich, ich nehme Dich wahr, ich will, dass Du dabei sein kannst!«

Von der 2018 eingeführten Möglichkeit, im Personenstandsregister als Geschlecht »divers« eintragen zu lassen, haben bisher ca. 400 Menschen Gebrauch gemacht, das sind etwa 0,0005 % der deutschen Bevölkerung. Wie viele davon das »Wort zum Sonntag« hören, muss dahingestellt bleiben. Ob es sich gelohnt hat, die vier Minuten Sendezeit zur zeitgeistigen »Tugendsignalisierung« zu nutzen anstatt zur Verkündigung des Evangeliums, darf jedenfalls bezweifelt werden.

Michael Schneider



# Barnabas und die ersten Gemeinden (12)

Gut zwei Jahre waren Barnabas und Paulus wohl unterwegs gewesen auf ihrer ersten Missionsreise. Dabei hatten sie etwa 1400 km auf dem Landweg und fast 1000 km per Schiff zurückgelegt. Überall hatten sie »*das Wort*« verkündet und zahlreiche Gemeinden gegründet. Nun waren sie zurückgekehrt »*nach Antiochien, von wo aus sie der Gnade Gottes anbefohlen worden waren zu dem Werk, das sie erfüllt hatten*« (Apg 14,26). Und davon galt es zu berichten. Man kann sich gut vorstellen, mit welcher Begeisterung sie erzählt haben, dass Gott gerade unter den Nationen gewirkt hatte und viele von ihnen zum Glauben gekommen waren. Die ungetrübte Freude über die gesegnete Missionsarbeit sollte aber nicht lange andauern.



**Apg 15,1: Und einige kamen von Judäa herab und lehrten die Brüder: Wenn ihr nicht beschnitten werdet nach der Weise Moses, so könnt ihr nicht errettet werden.**

Wie lange genau die Apostel wieder in Antiochien waren, als »einige von Judäa« kamen, wissen wir nicht. »Eine nicht geringe Zeit«, übersetzt die Elberfelder (Apg 14,29). Und diese Zeit hatten die beiden nutzen wollen, um dem Herrn in der dortigen Gemeinde zu dienen, indem sie »lehrten« und »das Wort des Herrn verkündigten« (Fußnote: *evangelisierten*; Apg 15,35). So hatten sie die »Ruhephase« vor ihrem neuerlichen Aufbruch offensichtlich geplant – wäre da nicht eine Frage aufgekomen, die unbedingt zunächst geklärt werden musste – und ihren Aufenthalt in der Heimatgemeinde vorübergehend unterbrach.

Es war einer der »von oben gelenkten Zufälle«, dass gerade in der Zeit, als sich die beiden Brüder in Antiochien aufhielten, auch einige Männer aus Judäa dort ankamen. Männer, die etwas regeln, die für Ordnung sorgen wollten. Seit vielen Jahren wussten sie von der Erweckung in Antiochien – und sie war ihnen immer suspekt geblieben. Da kamen Scharen von Menschen zum Glauben und meinten, damit schon gerettet zu sein. Ohne Gesetz und ohne Beschneidung – einfach so! Was für eine Verblendung! Und was für eine Tragik! Menschen, die zwar an Jesus glaubten, denen aber das Wichtigste zum Heil noch fehlte! Die deshalb alle in die Irre gingen!

Wir müssen davon ausgehen, dass es den Männern ernst war, dass sie echte Sorge um das See-

lenheil der Erweckten hatten. Jedenfalls machten sie sich auf den Weg. 500 km Luftlinie waren zu bewältigen, das machte man damals nicht zum Spaß. Sie hatten sich nicht mit den Verantwortlichen der Jerusalemer Urgemeinde abgesprochen. Ohne deren Zustimmung einzuholen, waren sie auf eigene Kappe unterwegs – geschweige denn in ihrem Auftrag. Am Ziel angekommen, belehrten sie nun auch in eigener Mission die dortigen Brüder: Keine Rettung ohne Beschneidung!

**Apg 15,2: Als aber ein Zwiespalt entstand und ein nicht geringer Wortwechsel zwischen ihnen und Paulus und Barnabas, ordneten sie an, dass Paulus und Barnabas und einige andere von ihnen zu den Aposteln und Ältesten nach Jerusalem hinaufgehen sollten wegen dieser Streitfrage.**

Es wird uns nicht mitgeteilt, wie und wo diese Belehrungen erfolgten. Die Reaktionen aber müssen heftig gewesen sein. Es war ja die gesamte Gemeinde in Antiochien betroffen, die doch zum größten Teil aus Nichtjuden bestand, aus Unbeschnittenen also (Apg 20,11). Alles, was sie seit Jahren fest geglaubt und woran sie sich erfreut hatten, wofür sie von Herzen Gott dankbar waren, all das sollte mit einem Schlag nicht mehr gelten? Und was war mit denen, die im Zuge der Missionsreise zum Glauben gekommen waren?

Wir können uns vielleicht vorstellen, was für eine Aufregung entstand, welche Bestürzung die dortigen Geschwister erfasste, nachdem die jüdischen Männer ihre Thesen verbreitet hatten. Kön-

nen wir uns aber auch vorstellen, was passiert wäre, wenn die beiden Apostel nicht da gewesen wären? Wir müssen bedenken, dass die jüdischen Männer auf der Basis einer 2000-jährigen Tradition argumentierten und auf dem Boden eines fast 1500 Jahre alten Gesetzes standen. Das war nicht so einfach abzutun.

Da war es ein »Glück«, dass Paulus und Barnabas gerade zugegen und in der Lage waren, den »Überzeugungstätern« mit großer Schriftkenntnis entgegenzutreten. In Paulus stießen die auf einen Mann, der ja selbst mit größtem Eifer für seine Überzeugung eingetreten und allen »Nur-Glaubenden« den Garaus hatte machen wollen, dem aber der Ratschluss Gottes offenbart worden war und der verstanden hatte, dass den Nationen das Heil »sola fide«, allein aus Glauben, zuteilwurde, und der diese Gewissheit nun mit größtem Eifer verkündigte und sich im heftigen Disput mit denen aus Judäa stritt.

Der Eifer auf beiden Seiten führte zu einem »Zwiespalt«, wie die Elberfelder hier (und an sechs weiteren Stellen des Neuen Testaments) übersetzt, nach Menge war es ein (heftiger) Streit. Beides zusammen erklärt wohl am ehesten, worum es hier ging. Zwiespalt bedeutet eine innere Zerrissenheit, die z. B. vorliegt, wenn man entscheiden muss zwischen zwei sich gegenseitig ausschließenden Positionen – ein unauflösbares Dilemma! Da ist Streit vorprogrammiert. Und hier ging es nicht um Banalitäten, hier ging es um Substantielles, und das innerhalb der christlichen Gemeinde.



Nein, es gibt keine Belege dafür – auch dass er hier wieder nach Paulus genannt wird, ist keiner, denn das finden wir oft –, aber man kann sich vorstellen, dass Barnabas eine eher vermittelnde Rolle in diesem Konflikt eingenommen hat. Nicht dass er nicht ebenso überzeugt gewesen wäre von diesem »Allein durch Glauben«, aber wir haben ihn als moderaten Bruder kennengelernt. Hier in Antiochien, wo Barnabas wegen seines Zuspruchs und seiner ermunternden Art bekannt war, kam es jedenfalls nicht zum Eklat. Das wäre durchaus denkbar gewesen. Der Wortwechsel war hart, die Positionen schienen unvereinbar, aber man kam doch zu einer Einigung: Der Tragweite dieser Frage wegen wollte und konnte man sie nicht in Antiochien klären, sondern sie der Urgemeinde in Jerusalem zur Entschließung vorlegen – zumal die Männer ja auch von dort gekommen waren. Darauf einigte man sich, oder korrekter gesagt: Das »*ordneten sie an*«, womit wohl die verantwortlichen Brüder im Auftrag der Versammlung gemeint sind.

Zu den »*Aposteln und Ältesten*« in Jerusalem wurden sie gesandt. Diese Mittelung ist nicht unbedeutend. Die Kombination dieser beiden Ämter und ihr Zusammenwirken kommt ausschließlich in Jerusalem vor, und zwar im Zuge des nachfolgend beschriebenen Konzils.<sup>1</sup> Von keiner anderen neutestamentlichen Gemeinde wird eine derartige Leitung genannt. In einigen Gemeinden gab es wohl Älteste, Apostel aber ausschließlich in Jerusalem. Mit »*Aposteln*« werden hier die zwölf Jünger gemeint sein, die nicht nur in Jerusa-

lem, sondern darüber hinaus in allen entstandenen Versammlungen große Autorität genossen, hatten sie doch den Herrn gesehen und waren mit ihm aus- und eingegangen in der gesamten Zeit seines Wirkens (Apg 1,21). Und ihnen hatte er sich auch nach seiner Auferstehung oftmals gezeigt (Apg 1,3). Durch die Apostel waren viele Zeichen und Wunder geschehen (Apg 2,43; 5,12); sie hatten auch die Abordnungen nach Samarien und Antiochien organisiert (Apg 8,14; 11,1). Sie bildeten die Leitung der Jerusalemer Gemeinde – offensichtlich gemeinsam mit den Ältesten, die es dort ja auch gab. Namentlich genannt werden im Verlauf der Apostelgeschichte aber von den zwölf Aposteln<sup>2</sup> ausschließlich Petrus und Johannes; das ist bemerkenswert. Letzterer übrigens letztmals in Kapitel 8, obwohl er im Brief an die Galater als eine »*Säule*« der Versammlung beschrieben wird (Gal 2,9). Wer die Ältesten waren, wird ebenso wenig mitgeteilt wie die Aufgabenverteilung. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in Jakobus, dem Bruder des Herrn, einen der Ältesten sehen – er spielte jedenfalls eine besondere Rolle in der dortigen Gemeinde.

**Apg 15,3: Nachdem sie nun von der Versammlung das Geleit erhalten hatten, durchzogen sie sowohl Phönizien als auch Samaria und erzählten die Bekehrung derer aus den Nationen; und sie machten allen Brüdern große Freude.**

Eine Abordnung der Versammlung hat die beiden Brüder zumindest eine Strecke ihres Wegs begleitet, und dieser Weg führte sie über das Festland Richtung Süden. Es

1 Wenn im Folgenden von »Konzil« die Rede ist, dann im ursprünglichen Sinn als von einer Zusammenkunft (Synode), bei der theologische Probleme erörtert wurden.

2 Außer in Apg 1,13, wo sie gemeinsam aufgelistet werden, und Apg 1,26, wo es um Matthias geht, der Judas ersetzen sollte.



wäre schneller gewesen, wenn sie den Seeweg genutzt hätten, wie es Paulus am Ende seiner zweiten Missionsreise machen wird (Apg 21,7), aber dann hätten sie keine Gemeinden besuchen können, was ihnen offensichtlich am Herzen lag. Dass es in Samaria Gemeinden gab, wissen wir vor allem aus Kapitel 8; dass es auch in Phönizien Christen gab, erfahren wir hier – wer sie gegründet hatte, allerdings nicht. Wenn sie durch die Missionstätigkeit der »Zerstreuten« (Apg 11,19) entstanden waren, werden es in erster Linie wohl judenchristliche Gemeinden gewesen sein. Aber darauf kam es ja nicht an. Die Ermunterung der Geschwister war das Ziel der beiden Brüder, und deshalb suchten sie die Versammlungen auf, egal welchen Hintergrund sie hatten; alle gehörten zu dem einen Leib. Und ihr Ziel erreichten sie: *»sie machten allen Brüdern große Freude«.*

Wenn es wirklich so sein sollte, dass Paulus in seinem Brief an die Galater genau diese Reise nach Jerusalem beschreibt, dann verwundert es, dass der dort genannte Titus (Gal 2,1,3) hier nicht erwähnt wird. Überhaupt ist es etwas merkwürdig, dass dieser junge Bruder, der doch offensichtlich ein treuer Begleiter von Paulus war,<sup>3</sup> in der gesamten Apostelgeschichte nicht vorkommt. Möglicherweise stammte er aus Antiochien, jedenfalls war er Grieche und – wie Paulus bewusst hervorhebt – nicht beschnitten worden. Im Galaterbrief scheint er sozusagen als Beleg für ihre Missionstätigkeit Paulus und Barnabas nach Jerusalem begleitet zu haben.

Auch die, die von Judäa nach

Antiochien gekommen waren und dort die Unruhe hervorgerufen hatten, werden sich wieder auf den Weg nach Jerusalem gemacht haben. Dabei ist es eher unwahrscheinlich, dass sie gemeinsam mit Barnabas und Paulus reisten. Über deren Ankunft und Aufnahme erfahren wir nichts, wohl aber von dem Empfang, den man den beiden Brüdern bereitete.

**Apg 15,4: Als sie aber nach Jerusalem gekommen waren, wurden sie von der Versammlung und den Aposteln und den Ältesten aufgenommen, und sie berichteten alles, was Gott mit ihnen getan hatte.**

Wir müssen uns in Erinnerung rufen, dass Barnabas und Paulus in Jerusalem keine Unbekannten waren, im Gegenteil: Sie hatten dort einen großen Teil ihres Lebens verbracht. Barnabas war ein hochangesehener Bruder gewesen und hatte dazu beigetragen, dass der ehemalige Verfolger der Versammlung in die dortige Gemeinde aufgenommen worden war. Das war nun, wenn man Tit 2,1 zugrunde legt, 14 Jahre her. Als Überbringer der Spendensammlung der Gemeinde in Antiochien waren sie dann noch einmal in Jerusalem gewesen. Nach der Übergabe der Spende hatten sie sich wieder auf die Rückreise gemacht und bei dieser Gelegenheit Johannes Markus mitgenommen (Apg 12,25). Auch das war nun schon einige Jahre her. Möglicherweise wird Johannes noch immer in Jerusalem gewohnt haben, wohin er ja, nachdem er sich in Perge von den beiden Brüdern getrennt hatte, wieder zurückgekehrt war (Apg 13,13).



<sup>3</sup> Vgl. 2Kor 2,13; 7,6.13f.; 8,6.16.23; 12,18; 2Tim 4,10; Tit 1,4.



Sie erreichten also Jerusalem und wurden dort »von der Versammlung und den Aposteln und den Ältesten« aufgenommen. Ist diese Auflistung nicht merkwürdig? Gehörten die Apostel und die Ältesten nicht zur Versammlung? Wenn Lukas diese Aufzählung vornimmt, hat das seinen Grund – und der wird schon in ihrer Reihenfolge deutlich: Zunächst die Versammlung, dann ihre Leitung. Die Leitung – selbst wenn sie aus Aposteln besteht – steht nicht über der Gemeinde! Gott hat sich die Versammlung »erworben ... durch das Blut seines Eigenen« (Apg 20,28), und Christus hat die Versammlung so sehr geliebt, dass es sich selbst für sie »hingegen hat« (Eph 5,25). Beides wird weder von den Ältesten noch von den Aposteln gesagt. Vielleicht haben wir zuweilen eine zu eingeschränkte Vorstellung von dem, was »Gemeinde« oder »Versammlung« für Gott und den Herrn bedeutet.

»Aufgenommen« heißt hier wohl, dass sie herzlich willkommen geheißen wurden, ihnen Kost und Logis bereitgestellt und ihretwegen (zumindest) eine Gemeindestunde einberufen wurde, in der sie von ihren Erlebnissen berichten konnten. Das haben die beiden auch gerne genutzt. Und so wie sie es in Antiochien getan hatten (Apg 14,27), stellten sie auch jetzt nicht sich selbst in den Mittelpunkt ihres Berichts, sondern Gott. Er war der Handelnde, sie seine willigen Werkzeuge. Lukas stellt das fein heraus: Gott hatte nicht nur etwas »durch sie«, sondern »mit ihnen« getan.

**Apg 15,5: Einige aber von denen aus der Sekte der Pharisäer, die glaubten, traten auf und sagten: Man muss sie beschneiden und ihnen gebieten, das Gesetz Moses zu halten.**

Ob sich dieser Auftritt schon in der Begrüßungsversammlung zutrug oder erst im Laufe der Tage, bleibt ebenso unbeantwortet wie die Frage, ob es sich bei den Auftretenden um die Gleichen handelt, die zuvor schon in Antiochien durch ihre Forderung nach Beschneidung für Unruhe gesorgt hatten. Wenn es dieselben waren, dann fügten sie hier nun neben der Beschneidung auch noch das Halten des gesamten mosaischen Gesetzes hinzu.

Lukas betont ausdrücklich, dass die, die die Forderungen aufstellten, »glaubten«. Damit bescheinigt er ihnen, dass sie auf Christus und sein Erlösungswerk vertrauten, sie also »Christen« im ureigenen Sinn waren – und Pharisäer! Letzteres waren sie wohl schon gewesen, bevor sie zum Glauben an Jesus gekommen waren. Offensichtlich aber waren sie es immer noch. Wir sind gewohnt, die Pharisäer negativ zu bewerten. Wenn wir heute jemanden als Pharisäer bezeichnen, haben wir einen Menschen vor Augen, dessen zur Schau gestelltes, selbstgerechtes Verhalten mit seinem eigentlichen Wesen kollidiert. Dabei zeichnete die Pharisäer aus, dass sie den Willen Gottes mit großer Ernsthaftigkeit erforschten – und (eigentlich) auch auszuleben suchten. Dass sie ihre Forschungsergebnisse zuweilen zwar anderen vorschrieben, aber selbst nicht befolgten, geißelt schon der Herr: »Alles nun, was irgend sie euch sagen,



tut und haltet; aber tut nicht nach ihren Werken, denn sie sagen es und tun es nicht« (Mt 23,3).

Paulus war auch Pharisäer. Er hat das weder bereit noch verurteilt, er hat es eher als Auszeichnung verstanden: »Mein Lebenswandel nun von Jugend auf, der von früher her unter meiner Nation und in Jerusalem gewesen ist, ist allen Juden bekannt, die mich von Anfang an kennen – wenn sie es bezeugen wollen –, dass ich nach der strengsten Sekte unserer Religion, als Pharisäer, lebte« (Apg 26,4f.). Weil es ihm um die Treue zur Thora ging – und das war das Merkmal der Pharisäer.

Ob sie sich von früher kannten, Paulus und die, die hier nun aus der Sekte der Pharisäer auftraten? Es wäre interessant, das zu erfahren, doch Lukas schweigt darüber. Aber das Problem, das in Antiochien aufgekommen war und das es in Jerusalem zu lösen galt, betraf auch genau diese Frage. Bleibt ein Jude Jude, wenn er Christ wird, und ein Pharisäer ein Pharisäer? Oder wird das alles eingeebnet und verliert seine Existenzberechtigung? Wenn Paulus später den Galatern schreibt: »Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus« (Gal 3,28), meint er dann, dass ein Deutscher, der sich bekehrt, kein Deutscher mehr ist? Und ein Jude, der zum Glauben an Christus kommt, sein Jude-Sein verliert? Paulus weist diesen Gedanken weit von sich, indem er seine eigene Biographie aufzeigt (2Kor 11,22; Phil 3,5): Selbstverständlich war und blieb er Jude, ein an Christus gläubiger Jude. Einer, der wusste, dass der Weg zum Vater nur über



Christus führte. Und es schmerzte ihn zutiefst, dass seine jüdischen Brüder diesen Glauben nicht fanden (Röm 9,1ff.).

Dass Paulus auch Pharisäer war, heißt ja zunächst einmal nur, dass er zu denen gehörte, denen die Kenntnis und Auslegung des mosaischen Gesetzes ein Herzensanliegen war, das sie mit besonderer Inbrunst betrieben. Gerade ihn, der »zu den Füßen Gamaliels... nach der Strenge des väterlichen Gesetzes« unterwiesen worden war, hatte Gott gebrauchen können, »seinen Willen zu erkennen« (Apg 22,3.14). Das zeichnete Paulus gegenüber den übrigen Pharisäern aus, denen »beim Lesen des alten Bundes« eine Decke »unaufgedeckt... auf ihrem Herzen« blieb (2Kor 3,14f.). Zu diesen »Bedeckten« gehörten gewissermaßen auch die, die zwar an Christus glaubten, gleichzeitig aber die Beschneidung und die Erfüllung des Gesetzes als Voraussetzung zur Rettung forderten.

*Horst von der Heyden*



# Israels bleibende Bedeutung für die Welt

## Die Problematik des Fruchtbaren Halbmonds

Ein Kindheitserlebnis soll zum Thema hinführen. Ich war noch nicht allzu lange am Gymnasium, da kam in einer Geschichtsstunde über das Altertum der Vordere Orient zur Sprache. Eine Wandkarte der alten orientalischen Reiche war aufgerollt. Ägypten war zu sehen, das Zweistromland, Kleinasien usw. In der Mitte dann natürlich auch Syrien, die arabische Halbinsel und Palästina. Das Letztere kannte ich aus der Sonntagschule als das Land »Kanaan«, die Heimat des Volkes Israel.

Beim Betrachten der Wandkarte ging mir schon damals als kleinem Kerl der Gedanke durch den Kopf: Warum hat Gott ausgerechnet hier, an dieser Stelle, die Heimat der Kinder Israel bestimmt? Dieser Nahe Osten wird ja geographisch auch das Gebiet des »Fruchtbaren Halbmonds« genannt. Vom Zweistromland über Syrien bis nach Ägypten existieren hier

außerordentlich fruchtbare Landstriche, in denen es sich leben ließ, was viele Menschen bewog, sich dort niederzulassen.

Die frühen Hochkulturen entstanden hier: Ur, Uruk, Akkad, Babylon, Assur usw., und natürlich Ägypten mit seinen Pharaonen nicht zu vergessen. Und mitten drin, im Zentrum des Fruchtbaren Halbmonds, liegt das Gebiet Israels. Kein Wunder, dass es ein Durchzugsland für abenteuerlustige Kriegsunternehmer wurde, heute »Warlords« genannt. Reiche wurden gegründet, Nachbarreiche erobert; dann zerfielen sie wieder und neue Reiche entstanden. Und Israel war häufiger davon betroffen, als ihm lieb sein konnte. Nicht grundlos finden wir in den Psalmen das Wort: »Warum toben die Nationen und sinnen Eitles die Völkerschaften?« (Ps 2,1).

Es ist schon merkwürdig: Von den meisten dieser

Völker redet heute niemand mehr, doch Israel ist präsent, heute, in unserer Welt. Immerhin liegen zwischen der Zeit damals und heute rund 3000 Jahre! Es muss schon etwas Besonderes sein mit diesem Volk in der Menschheitsgeschichte, von damals bis heute.

Und wenn es hier nun eher um das Zukünftige gehen soll, so ist es doch sinnvoll, erst einmal auf die Anfänge, genauer auf den Anfang dieses Volkes zu schauen, und an diesem Anfang steht ein Mann: Abraham.



Von ihm lesen wir: »Und Jahwe hatte zu Abram gesprochen: Geh aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde. Und ich will dich zu einer großen Nation machen und dich segnen, und ich will deinen Namen groß machen; und du sollst ein Segen sein! Und ich will die segnen, die dich segnen, und wer dir flucht, den werde ich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde!« (1Mo 12,1–3).

Das geschah in Haran, wohin schon der Vater Abrahams, Tarah, sich begeben hatte. Dort sprach Gott zu Abraham; zu Tarah sprach er nicht. Das wollen wir festhalten. Wie Gott zu Abraham sprach, wissen wir nicht, die Bibel verschweigt es. Was er aber inhaltlich sagte, wird uns mitgeteilt. Erstens sollte er ausziehen, weg aus Haran. Aber nicht nur das. Dreierlei wird genannt: das Land, die Verwandtschaft und das Haus des Vaters. Warum eigentlich? Man hat geradezu den Eindruck, als wollte Gott es ihm schwer machen oder ihm mindestens deutlich machen, was er auf sich nahm. Jedenfalls war es kein »einfach so«. Gott machte ihm klar, dass er alles, aber auch alles hinter sich lassen sollte, was es an irdischen Bindungen so gibt, die einem nützlich, aber auch lieb und teuer sein können. Wenn er nun loszöge, wäre Abraham ganz auf sich allein gestellt, alle irdischen Hilfen würden hinter dem Horizont versinken.

Es kommt noch ein Zweites dazu: *Wohin* er ziehen soll, wird ihm auch nicht gesagt, das soll er später erfahren. Auch das ist nach irdischen Maßstäben ungewöhnlich, denn wenn man reisen, losziehen soll, weiß man in der Regel, wohin es geht. Abraham soll also nicht nur alles verlassen, was ihm wahrscheinlich lieb und teuer ist, sondern er soll sich auf Gott verlassen. Und er soll sich gewissermaßen auch »selbst verlas-

sen« und darauf vertrauen, dass Gott ihm rechtzeitig sagen wird, was Sache ist. Natürlich ist das ein kleines Wortspiel, aber es hat seinen Sinn. Er soll alle sozialen Krücken, die der Mensch gewöhnlich hat, wegwerfen und er soll auch so mit sich selbst verfahren. So bleibt nur übrig, was Gott ihm sagt.

Das ist mit dem zitierten Satz aber nicht zu Ende. Gott spricht: Zu gegebener Zeit wirst du sagen können: Jetzt bin ich in dem Land, das Gott mir versprochen hat. Und wenn er in dieser Hinsicht sein Versprechen erfüllt, wird er auch das zweite Versprechen wahr machen, mich in meinen Nachkommen zu einer großen Nation werden zu lassen.

Beides geschieht dann auch – nicht auf den Wegen, die Abraham sich vermutlich gedacht hat, aber es geschieht. Und wir dürfen innerlich das Volk ziehen sehen, wie es seiner irdischen Verheißung entgegenwandert. Die Verheißung Gottes wird Wirklichkeit, und das Volk Israel ist da, ein Volk in der Mitte vieler anderer Völker.



Was die Geschichte Abrahams weiterhin kennzeichnet, ist die *auf das Wort* gegründete Offenbarung Gottes. In der Begegnung mit Gott werden alle menschlichen Sinnesorgane zunächst nicht gebraucht mit Ausnahme des Ohrs. Gott macht sich Abraham verständlich über das Wort, und alles, was Abraham zu tun hat, ist auf das Wort gegründet, nicht abhängig von rituellen Handlungen oder anderen menschlichen Zeremonien, Talismanen. Anders ausgedrückt: Er zieht auch weg aus der Götzenumgebung der Welt, in der er bis dahin gelebt hat.

Wenn wir uns einmal veranschaulichen, wie diese uralten Zeiten waren, brauchen wir nur einmal in die archäologischen Museen zu schauen: Götterbilder, Götterbilder, Götterbilder. Für die damaligen Menschen sollten diese Bilder die Verbindung zu dem herstellen, was sie irgendwie als nicht zu dieser Welt gehörig rechneten, wobei sie übersahen oder nicht sehen wollten, dass diese Götterbilder nur Projektionen ihres Inneren waren, also innerweltlich und damit Teil dieser Welt, nicht der Welt, die wir als jenseits bezeichnen.

Bei Abraham aber *spricht* Gott, Gott offenbart sich im Medium der Sprache, also *bildlos*. Und Abraham glaubt dieser Rede, er vertraut auf das gesprochene Wort.



Dass Gott zu den Menschen redete, war (auch) in diesen frühen Tagen selten, die Bibel belegt es. Seit den Tagen Noahs war das nicht geschehen. Auf dieses Wort hin aber gestaltete Abraham seine ganze Lebensplanung, er *handelte* auf dieses Wort Gottes hin. Das Wort Gottes wurde in Abraham Tat, sein Lebenslauf stand nun unter der Forderung, Zeugnis zu sein von diesem unsichtbaren, allegötzendienerschen Riten weit überragenden Gott und für alle götzdieneschen Anbiederungen unzugänglich.

Für einen Mann wie Paulus war deshalb Abraham ein besonders geeignetes Beispiel, um seinen Hörern (Lesern) deutlich zu machen, was Glaube überhaupt ist. »Glaube ist das Für-wahr-Halten aus subjektiven Gründen«, so heißt es allgemein. Glaube ist ein inneres Geschehen im Menschen, das wir als Außenstehende nicht beurteilen können. Wenn aber ein solcher Gläubiger seinem Bekenntnis Taten folgen lässt, dann macht er sich *erkennbar*. Nicht umsonst heißt es in der Schrift: »An ihren Früchten werden ihr sie erkennen« (Mt 7,16.20). Oder anders gesagt: In seinen Taten malt sich der Mensch. Glaube ist also nicht allein ein inneres, geistig-geistliches Geschehen, sondern ein existenzielles. Glaube bezieht den ganzen Menschen ein, also auch die gesamte Lebensgestaltung. Und bei Abraham sehen wir, wie seine ganze Lebensgestaltung unter die Herrschaft seiner Glaubensentscheidung gerät. Er macht sich also auf. Das ist ja das Erste, was Gott von Abraham verlangt.

Das Gewicht von Gottes Versprechen kommt auch darin zum Ausdruck, dass kein geographischer Punkt genannt wird, von dem Abraham sagen könnte: Jetzt bin ich am Ziel, hier bin ich jetzt, und hier bleibe ich. Vielmehr bleibt er ein »umherirrender Aramäer« (5Mo 26,5). So auch sein Sohn Isaak, so auch Jakob. Der Aufenthalt in Ägypten muss im Zusammenhang der ganzen Geschichte Israels als eine Art Pause gesehen werden, in der sich das Wachstum zum Volk vollzieht, was Voraussetzung dafür ist, die Nachkommenschaft Abrahams »Volk Israel« zu nennen.



Und dieser Zustand wird wiederum dadurch beendet, dass Gott zu Mose *spricht*. Wieder regiert das Wort Gottes. Der brennende Dornstrauch erweckt die Aufmerksamkeit des jungen Mannes, doch er *handelt* erst auf das an ihn ergangene Wort hin.

Und so kommt alles in Gang, was wir aus der Bibel angemessen erfahren können und was ich hier nicht nacherzähle. Gott macht seine Verheißungen wahr, und das Volk malt sich in seinen Taten. Gott geht seine Wege mit den Nachkommen Abrahams – er ist treu –, und als »die Fülle der Zeit gekommen war« (Gal 4,4), wird das Zentrum der Geschichte offenbart; Gott sendet seinen Sohn, in dem *alle* Stämme der Erde, also alle Menschen, gesegnet werden.

Seit der Geburt Jesu läuft die Geschichte Israels jedoch etwas anders ab, als von der weit überwiegenderen Mehrheit des Volkes erwartet wird. Manche haben zwar den Durchblick, zum Beispiel Simeon, andere erhalten von Jesus »Nachhilfe« (Lk 24,21). Und als Paulus vollmächtig den Horizont aufzeigt, in dem das Geschehen von Golgatha zu sehen ist, eine Erlösung, die alle Menschen umfasst und Israel einschließt, kommt es zu einer sehr schlimmen, sehr traurigen und schmerzvollen Entwicklung, nämlich zu einer Konkurrenzsituation zwischen Israel (ich sage bewusst nicht »Juden«) und dem, was man Christenheit nennt.

Paulus und die Apostel haben das nicht gewollt. Gerade bei Paulus kann man fast immer wieder sehen, dass er sich bei seiner evangelistischen Arbeit zuerst an die Juden in der Diaspora wendet und ihnen zu beweisen sucht, dass Jesus der verheißene Messias ist. Danach bringt er die frohe Botschaft den »Nationen«.

Eine Entzweigung entsteht. Zu der hat dann später die meines Erachtens seit der konstantinischen Wende erfolgte »Standeserhöhung« der Christenheit zur »Kirche« erheblich beigetragen, einprägsam formuliert in der Formel, dass Gott seit Golgatha sein irdisches Volk verworfen habe und die Kirche nun sein irdisches Volk sei.

Man muss nicht die ganze Geschichte der letzten 2000 Jahre referieren, um zu erkennen, dass damals eine Art »Urknall« erfolgt ist, dessen politische und soziale Druckwellen sich durch die Jahrhunderte über das Römische Reich hinweg und durch das Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart fortsetzten und in der Katastrophe der versuchten Judenvernichtung durch das Deutsche Reich ihren Höhepunkt fanden.

Die schrecklichen Ereignisse dieser Zeit bewirkten, dass es zu einer Wiedergeburt des geographischen Staates Israel kam. Sehr viele einflussreiche Politiker wollten das nicht. Aber es kam so. Man kann auch

sagen: Gott gab denen Gelingen, die es wollten, und die, die es nicht wollten, strafte er mit Niederlagen. Einer der Hauptgegner, die antisemitisch eingestellte kommunistische Staatenwelt, brach zusammen. Die militärischen Angriffe der arabischen Welt schlugen fehl. Auch der in Deutschland linksideologisch unterfütterte Antisemitismus musste verstummen.

Selbst der Hauptgegner Israels, die arabische Welt, hörte auf, ein monolithischer Block zu sein, und wurde zu dem unübersichtlichen Komplex, der er zurzeit ist. Gerade in unserer Gegenwart zeichnen sich erstaunliche Entwicklungen ab. Die Zahl der arabischen Staaten, die bereit sind, mit Israel zusammenzuarbeiten, nimmt zu. Andererseits aber ist eine verbissene Gegnerschaft der Feinde zu erkennen, die reich sind an Waffen und wirtschaftlichen Ressourcen. Viele Politiker in Europa und Übersee betrachten mit Sorge die Region Nahost, in der die Kriegsgefahr zunimmt.

Wieder könnte man sagen: Alles dreht sich um Israel, denn es liegt nun einmal in der Mitte des sogenannten Fruchtbaren Halbmonds. Was wird aus Israel? Wir wissen es nicht. Was wir wissen, hört sich banal an, ist aber entscheidend: Gott kennt die Zukunft, und er steht zu seinen Verheißungen. Schon im Alten Testament sagte er: *»So spricht Jahwe, der Heilige Israels und der es gebildet hat: Über das Zukünftige*

*fragt mich; meine Kinder und das Werk meiner Hände lasst mir anbefohlen sein!«* (Jes 45,11).

• • • • •

Unsere eigene Beziehung zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft Israels, des irdischen Volkes Gottes, sollte durch die Äußerungen bestimmt sein, die Paulus in seinen Briefen formuliert. Ich verweise hier nur einmal auf Röm 11, insbesondere auf das Bild von der Wurzel und den ausgebrochenen und aufgepfropften Zweigen. Nur eine lebendige Wurzel kann Zweige ernähren.

Israel also wird bleiben; in welcher Weise, ist Gottes Sache. Gerade heute erleben wir wieder einmal, wie uns die Unsicherheiten des Lebens heimsuchen und der Blick auf alles zukünftige Irdische nicht gerade erhebend ausfällt. Doch es bleibt das Wort: *»Seid guten Mutes, ich bin es; fürchtet euch nicht!«* (Mt 14,27). Der Herr verlässt die Seinen nicht, weder die, die er aus jeder Nation erkaufte hat, also uns, noch die, die wir als »treuen Überrest« zu bezeichnen gewohnt sind. Beten wir, dass der Augenblick, wo es *»eine Herde unter einem Hirten«* geben wird (vgl. Joh 10,16), nicht mehr fern ist!

Karl Otto Herhaus



# Streit wegen Corona?





Die Corona-Krise hat die Gesellschaft deutlich erkennbar gespalten: Auf der einen Seite die Bürger, die das Corona-Virus als eine Gefahr wahrgenommen und deswegen auch harte Maßnahmen der Regierung befürwortet haben. Auf der anderen Seite eine Gruppe, die die ganze Pandemie für eine inszenierte Katastrophe hält. Das Ziel dieser Inszenierung soll die Aufrichtung einer Diktatur und die Abschaffung der Grundrechte sein. Es gibt aber auch sehr viele Menschen, deren Position irgendwo dazwischen liegt.

Auch in den christlichen Gemeinden gibt es solche, die der einen oder anderen Denkrichtung anhängen, und ganz viele, die sich irgendwo dazwischen sehen. Gräben wurden aufgebrochen und Geschwister wurden einander entfremdet. Corona führte und führt zu Auseinandersetzungen. Wie konnte es dazu kommen?

Natürlich wurden durch Gemeindeschließungen Kontakte der Geschwister untereinander verhindert. Natürlich bringt körperlicher Abstand auch einen gewissen inneren Abstand mit sich. Doch die Einschränkungen sind nicht die einzigen Gründe für eine teilweise Entfremdung. Es gibt noch andere Ursachen. Die Situation ist in jeder Gemeinde ein bisschen anders, aber gewisse Dinge dürften vielerorts vorgekommen sein. Da sind strukturelle Defizite zu nennen, wie eine fehlende geistliche Streitkultur. Manchen ist es auch schwergefallen, die Dinge richtig zu gewichten und das Ziel im Auge zu behalten. Es geht in dieser Krise aber auch um ganz handfeste Sünden: z. B. Lieblosigkeit, Unver-

nunft, Rücksichtslosigkeit, Beleidigung und Ähnliches.

Wie kommen wir nun als Gemeinde aus dem »Pandemie-Modus« heraus? Zuerst muss verstanden werden, wo genau die Probleme sind. Ich nenne einige Dinge, von denen ich gehört habe oder die ich selbst erlebt habe. Diese Liste ist mit Sicherheit nicht vollständig, liefert aber vielleicht Anhaltspunkte für ein besseres Verständnis der Situation.

### 1. Was ist das Ziel?

In der Pandemie haben nicht alle, aber doch einige das Ziel aus den Augen verloren. Die einen starren ängstlich auf die neuesten Zahlen und überlegten voller Furcht, wie sie jeder möglichen Gefahr aus dem Weg gehen könnten. Die anderen haben sich über YouTube und andere Plattformen mit allen möglichen Ideen beschäftigt. Das waren Theorien über die Harmlosigkeit von Covid-19, die Gefährlichkeit von Masken und der Impfung und der Aufbau der Diktatur durch die Regierung. Beide Gruppen haben dabei das Ziel aus den Augen verloren und Dinge falsch gewichtet. Das ist aber nicht nur ein Problem der Vertreter dieser beiden Extrempositionen.

Wir als Christen stehen ja immer in der Gefahr, das Ziel aus den Augen zu verlieren. Die Corona-Krise hat da vieles ans Licht gebracht, was schon vorher da war. Wir haben uns doch auch schon vor Corona zu viel mit den Dingen dieser Welt beschäftigt und zu wenig mit der Heiligen Schrift. Wir haben als Geschwister aber gerade in dieser Krise zu viel Zeit ver(sch)wendet für Angstmacher und Hassprediger

und zu wenig Zeit in das geistliche Wachstum investiert. Hier kann nur Umkehr helfen.

Am Anfang von Hebr 12 steht: *»lasst uns jede Last ablegen und die Sünde, die uns so leicht umstrickt, und lasst uns mit Ausdauer laufen in dem Kampf, der vor uns liegt, indem wir hinschauen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens«* (Hebr 12,1b.2a SCH).

Das Wort »hinschauen« ist eine nicht ganz vollständige Übersetzung aus dem Griechischen. Dort steht wortwörtlich übersetzt: »weg-hin-schauen auf Jesus«. Das ist ein eigenartiges Wort. Es hilft uns aber sehr gut zu verstehen, was wir unser ganzes Leben lang machen sollten und was uns gerade in der heutigen schwierigen Situation weiterhelfen kann. Wegschauen von den Dingen, die nicht hilfreich sind, und hinschauen auf Jesus Christus. Wegschauen von den Dingen, die uns abhalten wollen vom Glauben oder von der Liebe zu den Geschwistern, und hinschauen auf Jesus Christus. Nur so können wir das Ziel wieder richtig in den Blick bekommen. Das ist unsere Chance, die Gräben in den Gemeinden zu überwinden. Dabei genügt es nicht, *auch* auf Jesus zu schauen. Ein »Jesus und ...« war noch nie eine gute Idee. Wir müssen aktiv wegschauen von all den Dingen, die uns gefangen nehmen wollen.

*»Lasst uns jede Last ablegen und die Sünde, die uns so leicht umstrickt«* – neben dem bewussten Schauen auf Jesus dürfen wir die Augen nicht vor der Sünde verschließen. Ja, die Sünde hat uns leicht umstrickt und wir haben uns an manchen Stellen zu leicht um-



stricken lassen. Die Pandemie hat für Gemeinden und die einzelnen Gläubigen auch viele neue Lasten mit sich gebracht. Wie legen wir die Last ab, die uns beschwert und hinunterzieht? Wie legen wir die Sünde ab, die uns umstrickt und dabei so fesselt, dass wir bewegungsunfähig werden? Das ist eine rhetorische Frage, denn natürlich wissen wir, dass es Christus ist, der uns die Sünde vergibt und uns von aller Ungerechtigkeit reinigt (1Joh 1,9). Es ist Christus, der uns die Lasten abnimmt und uns auch wieder aufrichtet (Mt 11,28). Christus macht uns von den Sünden frei, wenn wir diese bekennen. Um Sünde bekennen zu können, muss man sie aber erkennen und benennen.

## 2. Sünden

Es ist unangenehm, wenn man Sünden beim Namen nennt. Der natürliche (fleischliche) Reflex ist es, die Dinge zu ignorieren und zu hoffen, dass sie vorübergehen. Manche Kleinigkeiten kann man auch stillschweigend vergeben und zur Tagesordnung übergehen. Das kann aber kein Standardrezept sein. Man kann die Sünde nicht einfach vollständig ignorieren. Sünde ist eine tödliche Gefahr. Jede einzelne Sünde birgt diese Gefahr in sich.

Doch zum vollständigen Bild gehört auch die Tatsache, dass es eben auch »nur ganz normale Sünden« sind. Und dafür gibt es bei uns einen Lösungsweg, nämlich den Erlösungsweg, den unser Herr Jesus Christus geschaffen hat: Wir haben die Möglichkeit, Buße zu tun und einander um Vergebung zu bitten, wo wir aneinander

schuldig geworden sind. Als Christen haben wir das herrliche Vorrecht, unsere Sünden immer wieder zu bekennen und Vergebung zu bekommen (1Joh 1,9). Wir sollten das dankbar in Anspruch nehmen, wenn wir selbst schuldig geworden sind.

Aber auch wenn andere an uns schuldig geworden sind, finden wir Hilfe im Wort Gottes: »*Ertragt einander und vergebt einander, wenn einer gegen den anderen zu klagen hat; gleichwie Christus euch vergeben hat, so auch ihr*« (Kol 3,13 SCH).

Wir als Christen müssen und dürfen uns nicht unversöhnlich gegenüberstellen, wie das bei denen der Fall ist, die Christus nicht kennen. Wir sollen so vergeben, wie auch Christus uns vergeben hat – ein Gedanke, der auch schon im Vaterunser verankert ist: »*wie auch wir vergeben unseren Schuldi- gern*« (Mt 6,12).

### **Weiterverbreitung von Lügen ist Sünde**

Man sollte das eigentlich nicht erwähnen müssen, aber jede Lüge ist Sünde. Das Problem ist, dass die Lüge sich so gut tarnen kann, dass sie nicht sofort als Lüge erkannt wird. Lüge kann es z. B. sein, wenn völlig übertriebene Zahlen verbreitet werden, um Menschen Angst zu machen. Lüge kann es sein, wenn wichtige Fakten unterschlagen werden, indem man nur einen Teil der Wahrheit verbreitet. Das sehen wir praktisch täglich in der Politik. Nur durch Unterschlagung von Fakten kann es ja zu dem kommen, was wir Ideologie nennen. Leider haben auch wir Christen daran Anteil, wenn wir ungeprüfte oder nur oberfläch-

lich geprüfte Informationen einfach weiterleiten. Das geschieht im persönlichen Gespräch oder in der WhatsApp-Gruppe oder per E-Mail. Es muss uns klar sein, dass wir zu aktiven Unterstützern der Lüge werden, wenn wir zweifelhafte Informationen an andere weitergeben, deren Wahrheitsgehalt wir nicht überprüft haben. Wenn wir uns diese Mühe nicht machen möchten, sollten wir solche Dinge auch nicht weiterleiten.

Ein Beispiel für die Benennung von angeblichen Zeugen: »Der Nachbar vom Freund der Schwester vom Kollegen meines Onkels arbeitet im Krankenhaus, und die zählen einfach alle Verstorbenen als Corona-Tote, weil sie dann mehr Geld für das Krankenhaus bekommen.«

Beispiel für erfundene Gefahren: »Durch eine FFP2-Maske bekommt man keinen Sauerstoff, und das Gehirn wird dauerhaft geschädigt. Es sind schon Kinder gestorben deswegen.«

Diese offensichtlichen und leicht zu widerlegenden Lügen wurden in ähnlicher Form massenhaft weiterverbreitet – auch von Christen. Das liegt zum Teil daran, dass diese oft emotionalen Nachrichten einen starken Impuls auslösen, sie weiterzutragen. Wenn dann noch darunter steht: »Bitte leite das sofort an alle weiter, die du kennst«, dann benötigt man schon viel Kraft, um diesem Impuls zu widerstehen. Dazu kommt noch, dass man die Nachricht ja fast immer von jemandem bekommen hat, den man kennt und schätzt. Man geht dann davon aus, dass es schon stimmen wird.

Nun können wir bei politischen

Botschaften die Lüge leichter erkennen und uns emotional auch einfacher davon distanzieren. Bei politischen Botschaften, die als Predigt verpackt sind, gelingt das nicht so leicht. Es entsteht automatisch ein Gewissenskonflikt für die Zuhörer. Denn wir sind es ja gewohnt, dass eine Predigt, die aus dem Wort Gottes kommt, für uns autoritativ ist, also ernst genommen werden muss. Mit Schauern denke ich an ein YouTube-Video, das in Rundmails als »mutige Predigt« verbreitet wurde. Es war aber keine Predigt, denn Bibelworte und deren Auslegung spielten darin nur eine untergeordnete Rolle und der Name Jesu wurde nicht groß gemacht. Hauptsächlich ging es um eine wutentbrannte Generalabrechnung mit der Regierung. Der Pastor verstieg sich sogar zu der kühnen Behauptung, dass die Corona-Maßnahmen vielleicht die größte Not seien, die das Volk überhaupt jemals getroffen hat. Spätestens hier müssen bei jedem vernünftigen Christen die Alarmglocken anschlagen. Die größte Not? Zweiter Weltkrieg, Shoah (Holocaust), Erster Weltkrieg, Dreißigjähriger Krieg, Hungersnöte oder die Pest im Mittelalter scheinen also neben den Corona-Maßnahmen zu verblasen. Er bezeichnet diese als »einen Dritten Weltkrieg gegen die Völker und Menschen dieser Erde«. Auch mit der unkommentierten Weiterverbreitung solcher unsinniger Aussagen dient man der Lüge und nicht der Wahrheit.

### ***Richten und Verleumden sind Sünde***

Neben der Weiterverbreitung von





Lügen gibt es aber auch Verleumdungen und falsche Anklagen gegen Geschwister. So wird z. B. mit dem Kampfbegriff »vorseilender Gehorsam« gegen Älteste vorgegangen, die Maßnahmen ergriffen oder mitgetragen haben, die aus Sicht der Kritiker zu hart waren. Natürlich kann es auch Fälle von zu großer Unterwürfigkeit geben. Diese darf man dann als vorseilenden Gehorsam bezeichnen. In vielen Fällen ist die Sachlage aber deutlich anders.

Persönliches Beispiel: Wir haben in unserer Gemeinde schon eine Woche vor dem staatlichen Lockdown im März 2020 auf Online-Gottesdienst umgestellt. Wir hatten schon vorher auf das Händeschütteln verzichtet und kleine Becher für das Abendmahl beschafft. Der Grund dafür war aber kein »vorseilender Gehorsam«, sondern die Verantwortung vor Gott um das Wohl der anvertrauten Geschwister. Zu diesem Zeitpunkt gab es in Bergamo und an anderen Orten bereits viele Todesfälle und überlastete Krematorien. Aufgrund der damals vorliegenden Erkenntnisse musste damit gerechnet werden, dass es zu mehreren Todesfällen in der Gemeinde kommen würde, wenn Infektionen ungebremst weitergetragen würden. Welcher Hirte, der seine Geschwister liebt und um seine Verantwortung vor Gott weiß, würde da gar nichts tun? Wer selbst keine Verantwortung trägt, sondern (scheinbar) völlig folgenlos vom eigenen Schreibtisch aus seine eigene Meinung vertreten kann, der kann natürlich leicht über andere richten. Wer mit einem Kampfbegriff wie »vor-

auseilender Gehorsam« pauschal alle Geschwister beschimpft, die in Verantwortung vor Gott und auf Basis der verfügbaren Fakten eine bestimmte Entscheidung getroffen haben, der verleumdet diese Geschwister.

### **Beleidigung als Mittel der Auseinandersetzung?**

In der Gesellschaft haben wir uns schon an einen aggressiven Umgangston gewöhnt. Die einen sind »Covidioten«, die anderen sind »Unterstützer der Diktatur«. Zum Problem wird es, wenn diese Art von Auseinandersetzung in die Gemeinde getragen wird.

Beleidigungen sind in der Gemeinde immer fehl am Platz. Verletzende Worte fallen dann besonders schnell, wenn man selbst falsche Prioritäten setzt und das Wohl der Geschwister aus den Augen verloren hat. Wenn es nur noch um die eigenen »Erkenntnisse« geht, die man aus »ganz glaubwürdigen Quellen« (meistens also irgendwo aus dem Internet) hat, dann fallen schnell alle verbalen Schranken. »Spinner« gehört da noch zu den harmloseren Varianten. Geschwister, die nicht Hände schütteln wollen, mit »Ihr habt wohl keinen Glauben« zu beschimpfen, geht da schon deutlich weiter. Ich selbst habe erlebt, wie noch deutlich wüstere Beschimpfungen ausgestoßen wurden, die ich hier aus juristischen und geistlichen Gründen nicht wiederholen möchte.

Ein sehr harter verbaler Umgang miteinander ist aber kein Corona-Problem. Schon vorher waren einige ja sehr bemüht, jeden wahlweise als »Irrlehrer« oder

»Verführer« abzustempeln, der nicht in jedem Punkt die gleiche Meinung vertrat. Wir müssen uns immer wieder daran erinnern, dass Jesus in Mt 5,22 eine sehr deutliche Warnung ausgesprochen hat, was dieses Verhalten angeht.

### **Persönliche Bequemlichkeit als Maßstab?**

Einige Geschwister sind ja der Meinung, dass das zeitweise Tragen einer Maske sie in ihrem Glauben ernsthaft beeinträchtigt. Sie fühlen sich von staatlichen Stellen verfolgt. Was sollen dann die Christen sagen, die unter Verfolgung leiden und für ihren Glauben geschlagen oder umgebracht werden? Ist alles, was nicht unserer persönlichen Bequemlichkeit entspricht, automatisch schon Christenverfolgung?

Niemand kann die Maske wollen. Niemand kann es gut finden, wenn Christen dauerhaft maskiert im Gottesdienst sitzen. Wer die Maske trägt, tut es aber unter Umständen deswegen, weil er seine Geschwister nicht gefährden will, und nicht, weil er alle Maßnahmen der Regierung gut findet. Es ist aber eine fleischliche Haltung, wenn man mit seiner Wut auf die Regierung die anderen Geschwister belastet und belästigt. Es gibt Geschwister, die in der Gemeinde mit harten Bandagen gegen die Maskenpflicht kämpfen, im Einkaufszentrum aber ruhig und gesittet mit Maske shoppen. Man arbeitet die Woche über mit Maske, weil es der Arbeitgeber so verlangt, und in der Gemeinde bekommt man mit Maske Atemnot und Kreislaufprobleme. Ist es recht, die Geschwister so unter Druck zu setzen?

### 3. Strukturelle Probleme

Es ist ein Problem, wenn wir das Ziel aus den Augen verlieren und Christus nicht mehr im Mittelpunkt haben. Es schadet der Gemeinde, wenn Sünde nicht bekannt und vergeben wird. Es gibt daneben auch strukturelle Mängel, die nicht erst in der Corona-Pandemie zu Problemen geführt haben. Sie sind nur auf andere Weise als vorher neu ans Licht gekommen.

#### **Falsche Gewichtung von Bibelstellen**

Oft gibt es zu verschiedenen Themen Bibelstellen, die in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. Daraus entstehen immer dann Probleme, wenn man nur die Bibelstellen zitiert, die zur eigenen Meinung passen. Wer einseitig nur Röm 13,1–5, Tit 3,1 und 1Petr 2,13 für den Umgang mit der Obrigkeit gelten lässt, der macht sich schuldig, weil er an irgendeinem Punkt Gott ungehorsam werden wird. Wer diese Bibelstellen aber sofort mit Apg 5,29 wegwischt, wenn er selbst alle staatlichen Maßnahmen als unangemessen oder unvernünftig empfindet, der macht sich auch schuldig. Denn er verwirft damit Gottes klares Gebot der Unterordnung unter die Obrigkeit.

Es geht hier wie bei vielen anderen biblischen Streitfragen um einen Abwägungsprozess. Als Christen müssen wir alle relevanten biblischen Aussagen beachten. Aber nicht alle Christen werden damit zum gleichen Ergebnis kommen. Das gilt für viele Streitfragen des Glaubens. Wie wendet man Gottes Wort nun in dieser Krise richtig an? Es ist möglich, die Corona-Maßnahmen der Re-

gierung als völlig überzogen, unangemessen oder benachteiligend wahrzunehmen und sich trotzdem aus Gewissensgründen unterzuordnen. Im Zweifelsfall muss man sich bei solchen Fragen von eher nachrangiger Bedeutung den Entscheidungen der Ältesten unterordnen. Diese müssen sich vor Gott für ihre Entscheidungen und für die Führung der Gemeinde verantworten.

#### **Unterordnung?**

Genau diese Unterordnung ist aber heute ein Problem. Unsere Gesellschaft ist von maximalem Individualismus geprägt. Da fühlt sich biblische Unterordnung besonders altmodisch und unzeitgemäß an. Das wird noch erleichtert dadurch, dass man heute mit wenigen Klicks genau die Prediger finden kann, die genau die Dinge aussprechen, die einem in den Ohren kitzeln (2Tim 4,3f.). Wozu noch auf die Gemeinde vor Ort hören, wenn man doch schnell genau die theologische Meinung finden kann, die zur eigenen passt?

Doch Gott mutet uns Gläubigen Unterordnung zu. Zuallererst natürlich die Unterordnung unter seinen Willen. Daneben gibt es auch noch Unterordnung in der Welt (unter die staatlichen Behörden und den Arbeitgeber) und Unterordnung in Gemeinde und Familie (Eph 5,21.22–24; 6,1.5; Hebr 13,17; Röm 13,1–5; Tit 3,1; 1Petr 2,13). Wer sich nur dem Schein nach unterordnet, bei jeder Gelegenheit aber bis aufs Blut um die Durchsetzung seiner Wünsche kämpft, der handelt gegen Gottes Willen. Wer Apg 5,29 dazu missbraucht, sich grundsätzlich nicht unterzuord-





nen, wenn ihm etwas nicht passt, der handelt gegen Gottes Wort.

### **Fehlende Streitkultur**

Das Neue Testament ist sehr deutlich, was das Vorhandensein von falschen Lehren und falschen Lehrern betrifft. Deswegen muss zwangsläufig immer auch eine Auseinandersetzung damit stattfinden. Eine christliche Gemeinde, wo alle theologischen Unterschiede unter einer Harmoniesoße begraben werden, wird wahrscheinlich eine Gemeinde sein, die dem Herrn nicht gehorcht und falsche Wege geht.

Wichtig ist es aber, sich bewusst zu machen, dass es neben falscher Lehre und falschen Lehrern auch unterschiedliche Ansichten zu verschiedenen Themen gibt, die trotz ihrer Unterschiedlichkeit alle legitim sein können. Es ist nicht hilfreich, jeden als Irrlehrer abzustempeln, der in einer beliebigen Frage zu einer anderen Entscheidung kommt. Es ist auch sehr wichtig, sich darüber klar zu werden, worüber es sich zu streiten lohnt. Die Farbe des Teppichs im Gemeinde-raum ist im Regelfall kein sinnvolles Streitthema.

Wir müssen in den Gemeinden streiten lernen. Wir müssen lernen, worüber es sich zu streiten lohnt, auf welcher Basis Streit geführt wird, wie man Streit führt und auch, welches Ziel wir dabei verfolgen sollten.

Worüber? Es gibt laut biblischer Lehre »törichte Streitfragen« wie z. B. Streitereien um Geschlechtsregister (Tit 3,9–11). Sehr viele politische Erwägungen sind ideologische Fragen, die nichts mit der Gemeinde und der Ewigkeit zu tun

haben, und schon deswegen sind es »törichte Streitfragen«. Politik darf in der Gemeinde nur eine untergeordnete Rolle spielen, wenn sie denn (in wenigen Ausnahmefällen) überhaupt vorkommen darf. »Streiten« darf man um Themen, die für den Glauben wirklich wichtig sind.

Wie soll man streiten? Persönliche Beleidigungen, Verleumdungen und emotionale Fehden gegen Andersdenkende sind nicht vom Evangelium gedeckt. Die Liebe zur Wahrheit muss immer begleitet sein von der Liebe zu den Geschwistern. Es gibt keine Wahrheit ohne Liebe. *»Wenn jemand sagt: ›Ich liebe Gott‹, und hasst doch seinen Bruder, so ist er ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht?«* (1Joh 4,20 SCH). *»Und wenn ich Weissagung hätte und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis, und wenn ich allen Glauben besäße, sodass ich Berge versetzte, aber keine Liebe hätte, so wäre ich nichts«* (1Kor 13,2 SCH).

Worauf gründet sich der Streit? Die Basis für Auseinandersetzungen dürfen nie Kettenbriefe (»Leite das sofort weiter!«) oder Internetvideos (mit »gaaaanz wichtigen Botschaften«) sein. Auch unsere eigene Meinung spielt keine Rolle! Entscheidend ist nur, was das Wort Gottes zu einem Thema sagt. Vorsicht ist dabei angebracht, da wir alle in der Gefahr stehen, Auslegungstraditionen und das Wort Gottes zu vermischen oder zu verwechseln.

Wohin soll der Streit führen? Die Gemeinde muss natürlich vor Verführung durch Irrlehren geschützt werden. Das ist ein legitimes Ziel.



Meistens geht es aber nicht um Irrlehre, sondern um unterschiedliche Ansichten zu untergeordneten Themen. Das Ziel ist größere Einheit im Glauben und wachsende gemeinsame Erkenntnis (Eph 4,13). Das (gemeinsame) Ziel muss es sein, zu mehr Gehorsam und zu mehr Gottesfurcht zu finden.

#### 4. Wie gehen wir nun mit dieser Krise um?

**W**ie finden wir nun aus dieser Situation heraus? Wie können wir als Gemeinde gestärkt aus der Krise hervorgehen?

1. Zuerst möchte ich das Gebet nennen. Ohne göttliches Eingreifen werden diese Probleme nicht gelöst und diese Sünden nicht vergeben werden können. Wir müssen füreinander beten, und zwar nicht darum, dass sich andere der eigenen Meinung anschließen, sondern darum, dass wir alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und Liebe zueinander einüben können.

2. Probleme müssen offen angesprochen werden. Eine Hilfe dabei sind die Regeln in Mt 18,15–17. Auseinandersetzungen um die Wahrheit sind nicht grundsätzlich falsch, müssen aber zwingend immer in Liebe geführt werden.

3. Bei Sünde muss Buße getan und um Vergebung gebeten werden. Für Gläubige gilt hier die großartige Verheißung aus 1Joh 1,9. Wir haben einen gnädigen Gott, der die Sünden gerne vergibt und uns reinigt von unserer Ungerechtigkeit.

4. Wir müssen uns um das richtige Denken bemühen. Wir dürfen uns nicht auf die falschen Dinge konzentrieren, weil uns diese nur herunterziehen. Hier gilt Phil 4,8:

*»denkt über das nach, meine Geschwister, was wahr, was anständig und gerecht ist! Richtet eure Gedanken auf das Reine, das Liebenswerte und Bewundernswürdige; auf alles, was Auszeichnung und Lob verdient!«* (NeÜ; siehe auch Eph 4,29; Kol 3,8,16). Wir müssen auch lernen, die Dinge richtig einzuordnen, abzuwägen und zu gewichten, denn es ist leider nicht möglich, auf jede Lebensfrage sofort mit einer eindeutigen Bibelstelle zu antworten. Wenn wir Phil 4,8 ernst nehmen, müssen wir auch lernen, nicht nur in größtmöglichen Gegensätzen zu denken.

5. Liebe zu den Geschwistern (*»Liebe hat Geduld. Liebe ist freundlich. Sie kennt keinen Neid. Sie macht sich nicht wichtig und bläst sich nicht auf; sie ist nicht taktlos und sucht nicht sich selbst; sie lässt sich nicht reizen und trägt Böses nicht nach; sie freut sich nicht, wenn Unrecht geschieht, sie freut sich, wenn die Wahrheit siegt. Sie erträgt alles; sie glaubt und hofft immer. Sie hält allem stand«*; 1Kor 13,4–7 NeÜ). Wir sollten bei abweichenden Meinungen auch nicht automatisch Boshaftigkeit oder Sünde unterstellen.

6. Liebe zur Gemeinde: Die Gemeinde ist der Leib Christi. Wer Christus liebt, der liebt auch die Gemeinde. Denke darüber nach, welche deiner Verhaltensweisen der Gemeinde nützlich oder schädlich sein können (Röm 14,19; 15,2).


7. Liebe zu unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus: Dazu gehört die völlige Abwendung von Sünde und von dem, was uns beschwert, und die ganze Hinwendung zu ihm (Hebr 12,1–3). Daneben aber auch die Liebe durch Gehorsam (1Joh 5,3). Die Liebe zu Gott muss von

ganzem Herzen, mit der ganzen Seele und dem ganzen Verstand erfolgen (Mt 22,37).

#### Fazit

**I**ch bin der festen Überzeugung, dass diese Krise für die Gemeinde eine Chance sein kann. Eine echte Chance, mit falschen Dingen aufzuräumen. Eine Chance auch, neue Wege einzuschlagen, die (noch) mehr von der Gnade und Liebe Gottes geprägt sind, als das bisher schon der Fall war. Die Coronapandemie ist eine Prüfung Gottes und bringt ans Tageslicht, wie wir miteinander umgehen und was uns wirklich wichtig ist. Das bietet uns die Möglichkeit der Umkehr und Neuorientierung auf unseren Herrn. Lasst uns im Vertrauen auf seine Liebe und Macht aufeinander zugehen und miteinander ihm entgegengehen. Ihm ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden!

Thomas Roser



**Biblische  
Seelsorge  
(24)**

*Seelsorge bei Sterbenden*

Als bei meiner Schwiegermutter im Alter von 93 Jahren eine unheilbare, bösartige Bluterkrankung festgestellt wurde, sprachen wir mehrmals darüber, welche Gedanken und Wünsche ihr angesichts des nahenden Lebensendes durch den Kopf gingen. Sie war eine tiefgläubige Frau, die ihre Ruhe in Gott gefunden hatte und Frieden und Gelassenheit ausstrahlte. Bei einem dieser Gespräche sagte sie ganz unvermittelt: »Ach, es ist doch schwer, über den Tod zu sprechen!«

Ja, das stimmt tatsächlich. Auch wenn der gläubige Christ weiß, dass seine Zukunft und die Ewigkeit in Gottes Händen liegt und er vor dem Gericht Gottes keine Angst zu haben braucht, ist das Sterben doch ein bedrückendes Ereignis, vor allem, wenn man kurz davor steht. Viele empfinden es wie den Durchgang durch einen dunklen, gefährvollen Tunnel, hinter dem dann endlich das ewige Licht leuchtet. Umso wichtiger ist es, dass wir den Betroffenen auf der Wegstrecke vor und in diesem Tunnel nicht allein lassen. An kaum einer anderen Stelle kann sich die Basis-Seelsorge in unseren Gemeinden besser bewähren als hier.

Jeder wird im Laufe seines Lebens in eine solche Situation kommen, meist in der eigenen Familie oder im engsten Freundeskreis. In der Kranken- und Altenpflege und in der Medizin gehört die Konfrontation mit dem Sterben ohnehin zum Berufsbild. Andererseits bin ich sicher, dass Gott nahezu jeden Menschen irgendwie in die Nähe des Todes führt, um ihm die Begrenztheit seines eigenen Lebens vor Augen zu führen. Ich muss nicht dauernd an das Sterben denken oder mich permanent mit dem Tod beschäftigen, aber solche Gelegenheiten sind gut geeignet, mir selbst Klarheit zu verschaffen über mein Sterben und die nachfolgende Ewigkeit.

Das Sterben eines jeden Menschen ist so individuell wie sein Leben, kein Sterbevorgang gleicht dem anderen. Die Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross hat zwar nach ihren Beobachtungen fünf Sterbephasen unterschieden, aber diese Einteilung wird trotz nachvollziehbarer Einzelschritte von vielen Fachleuten abgelehnt. Der Tod kennt eben keine Gesetzmäßigkeiten. Er kann ganz plötzlich eintreten, wie bei einem Unfall oder dem Sekunden-Herztod; er kann langsam und bewusst auf den Menschen zukommen, wenn er mit der Diagnose einer unheilbaren Krebserkrankung konfrontiert wird; oder der Tod befreit leise und

unmerklich den bewusstlosen oder völlig verwirrten Senior von seinem Leiden.

Wenn überhaupt, kann man in Anlehnung an die Einteilung der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin von der Vorphase, der Rehabilitationsphase, der Terminalphase und der Finalphase des Sterbens sprechen, allerdings nur für ein bewusstes Sterben und nicht für den plötzlichen oder den unmerklichen Tod. Für die Seelsorge ist wichtig zu wissen, dass auch Angehörige in diese Entwicklung eingebunden sind.

### Die Vorphase

... ist die Vorbereitung auf das Sterben im Laufe des Lebens. Wir sind im Grunde genommen alle in dieser Vorphase. Wenn ich ans Lebensende denke, tauchen vielfältige Befürchtungen auf: Schmerzen, Hilflosigkeit, Schwäche, Luftnot, Schlafstörungen, Kontrollverlust, Unruhe, langes Dahinsiechen und Pflegebedürftigkeit, Apparatemedizin und künstliche Leidensverlängerung. Diese Ängste sind nicht unberechtigt, und ich muss mich irgendwann einmal mit ihnen befassen, am besten im Rahmen eines seelsorgerlichen Gesprächs. Ich kann aber noch etwas tun: Ich kann Menschen in meinem Umfeld beobachten, wie sie mit Krankheit und Leid und letztlich mit dem Sterben umgehen. Und da kann ich eine erstaunliche Entdeckung machen, die mir aus meiner Zeit als junger Krankenhausarzt nachdrücklich im Gedächtnis geblieben ist:

Ich hatte gerade in der Klinik neu angefangen, als bei einer Routinekonferenz unserer onkologischen Abteilung (Krebsstationen) das Gespräch unter den ärztlichen Kollegen darauf kam, wie die Krebspatienten mit ihrer tödlichen Krankheit und dem Sterben umgehen. Die Beiträge der erfahrenen Kollegen haben mich überrascht und gleichzeitig gefreut: Eine Ärztin meinte, dass gläubige Menschen am besten mit der Diagnose fertigwürden; ein anderer hatte den Eindruck, man müsse einen sehr starken Willen haben; wieder andere hatten beobachtet, dass Leute mit einer Bibel auf dem Nachttisch deutlich ruhiger und gelassener blieben, was von einem weiteren Kollegen bestätigt wurde, der sagte: »Ja, die Patienten, die sehr fromm sind, können friedlich sterben!« Die Kommentare haben die Kollegen nicht mir zuliebe abgegeben, sondern sie entsprachen ihren eigenen Beobachtungen. Mir als jungem Arzt hat dieser Ge-



dankenaustausch sehr viel Mut gemacht. Es war eine Bestätigung für meinen Glauben, ich konnte daran erkennen, dass ein lebendiger Glaube auch in den Grenzsituationen des Lebens durchträgt. Die Erfahrungen lassen sich in einem Satz zusammenfassen:

**Der gelebte Glaube an Gott und die persönliche Beziehung zu Jesus Christus sind die beste Vorbereitung auf das Sterben und den Tod.**

Als Vorbeugung gegen Angst und Sorgen am Lebensende kann ich deshalb in der Seelsorge jedem Gesprächspartner folgende Empfehlungen weitergeben:

- Pflege deine Beziehung zu Gott, deinem Vater im Himmel, und zu Jesus Christus!
- Ordne, wenn es eben geht, alle Beziehungen zu deinen Mitmenschen!
- Das Gebet ist eine starke stützende Kraft, und zwar sowohl das persönliche als auch das gemeinsame Gebet.
- Gelebte Gemeinschaft unter Christen (Hauskreise, Gemeinden) gibt auch in den Grenzsituationen des Lebens einen wirksamen Halt.
- Seelsorgerliche Gespräche und gegenseitige Begleitung helfen uns in Krankheiten und Krisen.

Wer sich rein sachlich und medizinisch auf sein Lebensende vorbereiten will, kann auf die juristischen Möglichkeiten der Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht zurückgreifen. Eine Beschreibung würde den Rahmen dieser Artikelserie sprengen. Es gibt dazu aber Literatur und einschlägige Broschüren von verschiedenen Organisationen, unter anderem vom Bundesjustizministerium ([www.bmjv.de](http://www.bmjv.de)).

Sterben und Tod gehören zu den natürlichen und sichersten Phänomenen unseres menschlichen Daseins, sie sind andererseits aber auch die undurchsichtigsten, geheimnisvollsten und am wenigsten erforschten Ereignisse unseres Menschseins. Es handelt sich um den Übergang aus der sichtbaren, erforschbaren Welt in das Unsichtbare, Übersinnliche, ein Überschreiten der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit. Die Vorgänge entziehen sich weitgehend den naturwissenschaftlichen Messmethoden, und niemand konnte bisher aus eigenem Erleben den Verlauf des Sterbens und des Todes vollständig berichten, abgesehen von einigen sogenannten »Nahtoderfahrungen« nach erfolgreichen Wiederbelebungsmaßnahmen. Deshalb gibt es im Umgang mit Sterbenden und mit dem eigenen Tod viele Spekulationen, viele mysti-



sche Vorstellungen, aber auch viel Angst und manche Scheu. Oft werden die Gedanken daran auch einfach verdrängt, viele Menschen möchten sich absolut nicht damit beschäftigen, weil die entscheidende Frage daran anschließt: Was kommt denn nach meinem Tod?

Eine Antwort auf diese Frage kann kein Naturwissenschaftler geben, sondern nur der persönliche Glaube. Für mich ist die Aussage der Bibel maßgeblich: *»Und so, wie jeder Mensch nur einmal sterben muss und dann vor das Gericht Gottes gestellt wird ...«* (Hebr 9,27 NeÜ). Der erste Teil des Satzes wird von niemandem in Zweifel gezogen, während vom zweiten Satzteil, dem Gericht Gottes, viele Menschen leider nicht überzeugt sind. Aber die Bibel sagt weiter unmissverständlich: *»Wer an den Sohn Gottes [Jesus Christus] glaubt, wer ihm vertraut, hat ewiges Leben. Wer dem Sohn aber nicht gehorcht, wird das ewige Leben nie zu sehen bekommen, denn Gottes Zorn wird auf ihm bleiben«* (Joh 3,36 NeÜ).

Es gibt also ein Leben nach dem Tod, und in meinem Leben hier und jetzt entscheidet sich, wo ich die Ewigkeit zubringe: in Gemeinschaft mit Jesus Christus, in Gottes Nähe (das ist dann der Himmel), oder in der Gottesferne (das heißt auch Gottes Zorn oder Hölle). In der Seelsorge während der oben erwähnten Vorphase sind diese Informationen für jeden Menschen von existenzieller Bedeutung. Wer seine Zukunft gesichert hat, wer ganz klar weiß: Auf mich wartet nach dem Sterben das ewige Leben in der himmlischen Herrlichkeit Gottes, der geht deutlich ruhiger und gelassener seinem Tod entgegen als einer, der be-



züglich der Ewigkeit in Unsicherheit und Angst lebt.

Leider ist die Beschäftigung mit Tod und Ewigkeit für viele ein Tabuthema geworden. Sie verdrängen das Bewusstsein des Sterbens und fliehen vor der Realität des Todes. Die Menschen leben immer weniger in Verbindung mit der Natur und der Schöpfung; Technik und moderne Medizin scheinen den Tod zurückgedrängt und in sterile Krankenzimmer verlagert zu haben. Außerdem widerspricht ein leidvolles Lebensende dem Wohlstandsdenken und dem Ideal dauernder Jugend. In unserer Zeit des technischen Fortschritts ruft die Unberechenbarkeit des Todes ein unangenehmes Gefühl der Ohnmacht hervor. Das kann nur durchbrochen werden mit der festen Hoffnung des Glaubens, die Paulus so beschreibt: *»Denn ich bin überzeugt: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch andere Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder hohe Kräfte noch tiefe Gewalten - nichts in der ganzen Schöpfung kann uns von der Liebe Gottes trennen, die uns verbürgt ist in Jesus Christus, unserem Herrn«* (Röm 8,38f. NeÜ).

Wenn dieser Glaube mein Alltagsleben prägt, habe ich die Vorphase des Sterbens optimal genutzt.

### Die Rehabilitationsphase

Oft wird die Frage gestellt: Wann beginnt das Sterben? Rein theoretisch kann die Antwort lauten: Mit der Geburt. Denn von Geburt an sterben Zellen im menschlichen Organismus ab und neue bilden sich, wobei im Laufe des Lebens der erste Prozess immer stärker und der zweite immer schwächer wird, bis zum Tod.

Etwas realistischer ist die Antwort, dass mein Sterben dann beginnt, wenn ich die Nachricht der unheilbaren und tödlichen Erkrankung bekomme. Die Übermittlung der Diagnose, die dazugehörigen Erklärungen und die Informationen über die mögliche Behandlung muss der Fachmann (der behandelnde Arzt) übernehmen. Wichtig sind in diesen Gesprächen ehrliche Aussagen, die Möglichkeit für Rückfragen und ein hohes Maß an Empathie von Seiten des Arztes. Von diesem Zeitpunkt an werde ich mich als Betroffener vor allem psychisch viel stärker mit dem Tod auseinandersetzen als vorher. Das ist dann auch gleichzeitig der Beginn der sogenannten Rehabilitationsphase. Ich lebe zwar im Bewusstsein meiner Krankheit und meines nahenden Lebensendes, behalte aber zunächst noch meine volle Selbständigkeit und selbstbestimmte Lebensführung. Meist werden in dieser Zeit zahlreiche medizinische Untersuchungen und Behandlungen durchgeführt. Die Phase kann Monate, manchmal auch Jahre dauern.

Nach der Mitteilung der Diagnose gibt es natürlich auch heftige innere Reaktionen. Am häufigsten ist die Unruhe und Sorge sowohl bei dem Kranken als auch bei seinen Angehörigen. Ohne viel darüber zu sprechen, sind alle zunächst einmal schockiert von der schlimmen Krankheit und beschäftigen sich mit den Gedanken, wie es jetzt wohl weitergeht und wie das Ende aussehen wird. Schlaflose Nächte und ruhelose Tage mit Grübeleien prägen den Alltag. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass es eine ganze Zeit dauert (vielleicht eine oder zwei Wochen oder mehr), bis wieder etwas Ruhe einkehrt. Freunde können seelsorgerliche Gespräche anbieten, und mindestens genauso hilfreich ist das Bewusstsein: Viele beten für mich! Verwandte, Bekannte, Hauskreis und Gemeinde, sie alle stehen im Gebet hinter mir, mein eigenes Beten erreicht Gottes Ohren, und ich erfahre, dass ich von Gottes Händen getragen und geführt werde. Das ist das Ziel der Seelsorge: alle Ungewissheit bei Gott abzuladen und bei ihm zur Ruhe zu kommen, auch wenn ich nicht weiß, was der nächste Tag bringt. Aber ich weiß: Mein Vater im Himmel lässt mich nicht im Stich!

Weil die Angehörigen ebenso betroffen sind, brauchen sie auch Zuspruch und Hilfe. Schlimm wäre es, einen Kranken und seine Familie in dieser Situation allein zu lassen. Deshalb sind lebendige Gemeinschaft und schlichte gegenseitige Seelsorge in den christli-

chen Gemeinden so wichtig. Die Seelsorge hat auch ganz praktische Aspekte. Manche Patienten möchten zum Beispiel noch bestimmte Dinge in ihrem Leben regeln: offene Erbangelegenheiten, noch einmal einen alten Freund sehen, einen lieb gewordenen Ort aufsuchen oder einen alten Streit beilegen. Einige haben den Wunsch, die Einzelheiten ihrer Beerdigung zu klären: Text der Todesanzeige, Redner und Inhalt der Trauerrede, Lieder, Sargträger und anderes. Seelsorge bedeutet auch, den Kranken bei der Erfüllung solcher Wünsche zu unterstützen.

Einige Kranke wollen die Diagnose der tödlichen Krankheit nicht wahrhaben, sie vertrauen ganz und gar auf die Fortschritte der Medizin und verdrängen die Beschäftigung mit dem Tod, der für sie noch in weiter Ferne liegt. Viele schmieden Zukunftspläne, kaufen sich ein neues Auto oder elegante Kleidung. Seelsorgerlich ist es sinnlos, dagegen zu argumentieren. Solch ein Denkprozess muss ablaufen, er sollte aber auch nicht unterstützt und dadurch künstlich verlängert werden, weil die damit verbundene innere Unsicherheit für viele Betroffene quälend ist. Gespräche über das Sterben sollte man nur auf Wunsch des Patienten führen und nur mit Inhalten, die er selbst bestimmt. Das Reden kann man in dieser Phase nicht erzwingen, aber Offenheit für Gespräche signalisieren und dem Betroffenen entspannte Gemeinschaft anbieten mit leichtem Sport, Hobbys und anderen Beschäftigungen. Auch das ist praktische Seelsorge. Oft ist verständnisvolles Schweigen besser als permanentes Einreden, Zuhören ist besser als Belehren.

## Die Terminalphase

Irgendwann ist der Zeitpunkt gekommen, an dem alle Therapiemöglichkeiten ausgeschöpft sind und die Krankheit doch weiter fortschreitet. In den zurückliegenden Monaten hatte sich der Patient mit seiner Familie mehr oder weniger an die Erkrankung und die Behandlung (meist ist es eine Chemotherapie und/oder Bestrahlung) gewöhnt, alle hatten gewisse Hoffnungen daran geknüpft. Phasenweise gab es Besserung, der Tumor war kleiner geworden, vielleicht gab es ja doch Aussicht auf Heilung? Aber nun ist es wieder wie am Anfang: Die bedrohlichen Symptome und der Schrecken des Todes stehen erneut allen Beteiligten vor Augen. Jetzt kann auch einmal Zorn hochkommen, Auflehnung gegen Gott und ge-



gen alles und jeden: Die Ärzte haben mich falsch behandelt, die Diät hat ja doch nichts gebracht, Gott hat mich verlassen, meine Angehörigen sind so gleichgültig geworden, keiner kümmert sich um mich, ich bin einfach nur wütend ...

Das darf niemand persönlich nehmen, und ich bin sicher: Gott selbst hat Verständnis dafür (siehe die Geschichte von Hiob!), er kann auch Wutausbrüche ertragen und umgibt sein todkrankes Kind trotzdem mit seiner Liebe. Wenn ich als Seelsorger solche Reaktionen erlebe, sollte ich mich genauso verhalten: Verständnis aufbringen, beruhigen und beschwichtigen und soweit es möglich ist, die aufbrausenden Gedanken vorsichtig korrigieren und in eine unverfängliche Richtung lenken. Irgendwann flauen die Gefühlsausbrüche wieder ab, es kehrt Ruhe ein.

Bei Christen habe ich aber auch schon genau das Gegenteil erlebt. Als sich die Krankheit trotz Therapie wieder verschlimmerte, waren sie sofort die Ruhe selbst und vertrauten ganz und gar auf ihren Herrn. Sie waren sich sicher, dass Gott keine Fehler macht und ihnen auch in der Todesstunde zur Seite steht. Sie fühlten sich geborgen in Gottes Händen. Das ist natürlich eine sehr gute Erfahrung, man darf sie aber nicht bei jedem Christen erwarten. Andere erleben Gottes Nähe auch mitten im Sturm der Gefühle. Jeden begleite ich seelsorgerlich auf seine persönliche Weise und berücksichtige dabei auch immer die Angehörigen.

In dieser Zeit, in der die Kräfte spürbar nachlassen und die Symptome sich häufen, kann es auch zu de-





pressiven Reaktionen beim Kranken kommen. Vor seinem inneren Auge steht die Trennung, das Abschiednehmen von Menschen und irdischen Werten, die ihm wichtig waren, und wie ein dunkler Schatten taucht in der Ferne die Todesstunde auf. Ich verstehe gut, dass er traurig wird. Manchmal belastet ihn die Angst vor bevorstehenden Schmerzen, vor Luftnot oder totaler Hilflosigkeit. Ich kann ihm glaubhaft versichern (der Arzt tut es meist auch!), dass therapeutisch und pflegerisch alles getan wird, um seine Beschwerden zu lindern. Wenn eben möglich, wollen wir seinen Wunsch erfüllen, dass er zu Hause bleiben kann und nicht mehr ins Krankenhaus eingewiesen wird. Allerdings sollten wir ihm keine falschen Versprechungen abgeben, sondern offen und ehrlich sein. In manchen Fällen ist es auch notwendig, den Kranken mit seinem Einverständnis in einem Hospiz anzumelden. Dort erwartet ihn eine optimale menschliche und pflegerische Betreuung. Ich habe damit nur die besten Erfahrungen gemacht.

Die Terminalphase kann sich einige Wochen oder sogar Monate hinziehen. Der Kranke wird von Tag zu Tag schwächer werden, seine Aktivitäten lassen immer mehr nach und sein Gesichtskreis verengt sich. Die Weltpolitik spielt keine Rolle mehr, das Fernsehen wird oft als störend empfunden, das Interesse an der Nachbarschaft lässt nach, und schließlich werden nur noch die nächsten Angehörigen und die Umgebung im Krankenzimmer wahrgenommen. Besucher sind eher eine Last, sie müssen darauf Rücksicht nehmen und auf Besuche verzichten. Nur noch die Fami-

lie und die engsten Freunde sind anwesend und verhalten sich möglichst ruhig, um dem Kranken den letzten Schritt zur inneren Zustimmung zu erleichtern. Er muss sein Ja finden zum Loslassen und zum Sterben. Es ist ein Entwicklungsprozess, der ihn innerlich Schritt für Schritt auf das Lebensende vorbereitet. Lange Gespräche kann er nicht mehr führen. Wenige liebevolle Worte genügen, um ihm zu zeigen: Wir sind für dich da, wir lassen dich nicht allein, wir versorgen dich. Tatsächlich sollte immer jemand im Zimmer sein oder neben dem Bett sitzen. Auch darin brauchen Angehörige manchmal praktische seelsorgerliche Unterstützung.

### Die Finalphase

... ist dadurch gekennzeichnet, dass die Sinneswahrnehmungen und Körperfunktionen immer weiter zurückgehen. Der Kranke schläft oft oder dämmert vor sich hin. Viele Menschen erleben in dieser Phase einen inneren Frieden, vor allem Christen haben ihre Ruhe in Gott gefunden und können Ja sagen zu Gottes Wegen. Hier bewährt sich wirklich der persönliche Glaube. Es ist ein ausgeglichener, manchmal sogar glücklicher Zustand. Nur selten gibt es Patienten, die bis zum Schluss kämpfen und nicht zur Ruhe kommen. Meist stecken ungelöste Probleme der Vergangenheit dahinter.

Alle medizinischen und pflegerischen Maßnahmen haben zum Ziel, die Beschwerden des Kranken (Schmerzen, Übelkeit, Luftnot, Unruhe) zu lindern. Dabei nimmt man bewusst die beruhigende Nebenwirkung der Medikamente in Kauf, sodass längere Ruhephasen auftreten und der Patient nur begrenzt ansprechbar ist. Trotzdem nimmt er seine Umgebung sehr genau wahr, er registriert Gespräche, Musik, Geräusche und menschliche Anwesenheit. Sterbende entwickeln eine besondere Sensibilität für ihre direkte Umgebung und das Verhalten ihrer Betreuer. Deshalb sollte jeder, der das Zimmer betritt, Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme mitbringen. Bei allen Gesprächen ist zu bedenken, dass der Kranke jedes Wort genau versteht, selbst wenn er seine Hörgeräte nicht mehr trägt. Die Tonlage muss der Situation angepasst sein. Lautes Rufen, Lachen oder flapsige Bemerkungen sind genauso zu vermeiden wie geheimnisvolles Flüstern. Es gibt Phasen der Stille, in denen man nur am Bett sitzt, vielleicht die Hand hält oder

mit einem feuchten Lappen die Stirn abwischt, und es gibt Momente der Andacht mit leiser Musik, kurzen Bibelversen, Gedichten oder alten, vertrauten Liedern. Sobald der Kranke unruhig wird, sollte wieder Stille einkehren. Alle Anwesenden konzentrieren sich nur auf ihn, registrieren seine Reaktionen und nehmen Rücksicht. Wenn sie untereinander etwas klären müssen, verlassen sie den Raum.

Für Angehörige sind dies sehr emotionale und belastende Augenblicke. Sie sind damit im Allgemeinen überfordert und sehr dankbar für praktische seelsorgerliche Begleitung. Auch wenn ein Pflegedienst die rein körperliche Versorgung des Kranken übernimmt, bleiben immer noch viele kleine Tätigkeiten übrig, bei denen ich die nächsten Angehörigen mit Rat und Tat unterstützen kann. Ich kann Ansprechpartner sein, wenn sie jemanden zum Reden brauchen oder wenn sie Fragen haben. Ich kann Trost weitergeben und sie fragen, ob ich mit ihnen beten soll; denn die meisten Menschen wünschen sich in diesen Momenten ein kurzes Gebet, manche freuen sich auch über ein tröstendes Bibelwort. Wenn eben möglich, sollten sie bewusst von dem Sterbenden Abschied nehmen und sich dazu auch Zeit lassen. Wahrscheinlich nimmt der Kranke dies alles noch wahr, auch wenn er keine Reaktionen mehr zeigt. Aber es gibt auch Patienten, die dann noch einmal die Augen öffnen und kurze, klare Worte sagen. In anderen Fällen habe ich erlebt, wie kurz vor dem Sterben ein Lächeln oder Strahlen über das Gesicht ging und die Gesichtszüge einen glücklichen, fast verklärten Ausdruck annahmen.

Die eigentliche Sterbephase, also die letzten Augenblicke vor dem Tod verlaufen bei jedem Menschen anders, es gibt keine Gesetzmäßigkeit. Die meisten Kranken wollen in diesen Stunden und Tagen nichts mehr essen oder trinken, sie können auch oft nicht mehr schlucken. Früher hieß es dann, dass kein Todkranker verhungern und verdursten darf. Aber Nahrungs- und Flüssigkeitsverweigerung ist ein ganz natürlicher Vorgang und erleichtert das Sterben. Auf keinen Fall sollte man mit Gewalt etwas einflößen, das würde nur Hustenanfälle auslösen und die Beschwerden verstärken. Ein wenig Wasser oder Tee kann man zum Anfeuchten von Lippen und Zunge anbieten, viel wichtiger aber ist eine gute und regelmäßige Mundpflege. Die Atmung wird oft unregelmäßig, und es entsteht ein rasselndes oder bro-



delndes Atemgeräusch, wenn der Sterbende keine Kraft mehr hat, den Schleim abzu husten. Angehörige empfinden dann sofort den Drang, helfen zu müssen. Man kann den Oberkörper hoch lagern, aber im Allgemeinen braucht man nicht einzugreifen; die Geräusche belasten den Kranken nicht, sie können auch wieder nachlassen.

Schließlich wird der Puls immer flacher, die Atmung seltener und das Herz bleibt stehen. Kurze Zeit später tritt der sogenannte irreversible Hirntod ein, und damit ist das irdische Leben eines Menschen zu Ende gegangen.

Auch jetzt sind die Angehörigen für seelsorgerlichen Beistand sehr dankbar. Oft wurde ich als Arzt in dieser Situation gefragt, ob ich noch ein Gebet sprechen könnte. Viele Mitbürger wussten, dass ich als Christ meine Arbeit ausübte, und ich bin gerne ihrem Wunsch nachgekommen.

## **Als Zusammenfassung hier noch einige allgemeine Hinweise:**

### **1. Bereitschaft zum Gespräch**

Gespräche sollen niemals erzwungen werden. Nur wenn der Kranke es wünscht, spreche ich über seine Fragen oder Wünsche. Bei allem, was ich sage, bleibe ich ehrlich, echt und einfühlsam und vermeide die harten Tatsachen des Sterbens. Ich kläre ihn geduldig auf und gebe ihm Informationen, aber nur soweit er sie wünscht und verkraften kann. Ich zeige ihm meine Gefühle, ohne dass ich die Fassung ver-



liere oder mich gehen lasse. Das Wichtigste bei allen Unterhaltungen ist das Weitergeben von realistischen Hoffnungen, die mit den Angehörigen abgesprochen sind. Besonders bei gläubigen Christen hat die Hoffnung auch eine geistliche Dimension:

- Wir lassen dich nicht allein!
- Wir werden dich, wenn eben möglich, nicht ins Krankenhaus schicken.
- Wir helfen dir immer, wenn du Hilfe brauchst.
- Mit dem Arzt zusammen bekämpfen wir deine Schmerzen.
- Wir sorgen dafür, dass du ruhig schlafen kannst.
- Gott hält alle Dinge in seiner Hand, auch dein Leben und deine Krankheit.
- Jesus Christus ist immer bei dir, er hat es dir versprochen.
- Nichts kann dich aus Gottes Hand reißen, nichts kann dich von Gottes Liebe trennen.
- Gott führt dich auch durch die dunkle Stunde des Todes.
- Denke immer daran, dass Gottes Herrlichkeit auf dich wartet.
- Im Himmel wird es keine Krankheit, kein Leid und keinen Tod mehr geben.
- Du weißt, dass wir alle und viele andere für dich beten.
- Wenn du willst, kann ich auch hier für dich ein Gebet sprechen oder etwas aus der Bibel lesen.
- Wenn du irgendeinen Wunsch hast, lass es mich wissen!

## 2. Bereitschaft zum Schweigen

Schweigen ist für viele schwerer als Reden. Dennoch muss ich bei Sterbenden oft die Stille aushalten. Vor allem darf ich dem Kranken, wie oben erwähnt, kein Gespräch aufzwingen. Je nach Krankheitsverlauf muss ich Rücksicht nehmen auf seine inneren Kämpfe, seine Empfindungen und seine körperliche Schwäche. In bestimmten Situationen dämpfen wir unsere Stimmen und vermeiden laute Geräusche. Gespräche in Gegenwart des Kranken werden nur geführt, wenn sie ihn nicht belasten. Denn er bekommt alles mit, selbst wenn er zu schlafen scheint oder bewusstlos ist.

## 3. Bereitschaft zur Hilfe

Trotz des Schweigens brauche ich nicht untätig zu sein. Wichtig ist, dass ich mich dem Kranken bewusst zuwende, auch wenn er die Augen geschlossen hat. Ich sitze vielleicht an seinem Bett, schaue ihn an und halte dabei seine Hand. Ich helfe bei pflegerischen Maßnahmen, feuchte ihm die Lippen und die Zunge an oder wische seine Stirn ab. Diese Handlungen müssen nicht dringend nötig sein, aber sie zeigen dem Kranken meine Anwesenheit und meine Zuwendung. Das ist echter nonverbaler Trost in schwerem Leid, und es tut unendlich gut.

Ich bin davon überzeugt, dass jeder, der seine Beziehungen geordnet hat und in Jesus Christus die Hoffnung des ewigen Lebens besitzt, dem Sterben und dem Tod mit innerem Frieden entgegengehen kann. Für ihn bedeutet es nur ein Durchgang zum Paradies, zur herrlichen Gegenwart Gottes.

*»Jesus erwiderte ihm: ›Ich versichere dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.« (Lk 23,43)*

*Wolfgang Vreemann*



EIN AUSZUG AUS:

**Bitte hilf meiner Seele**  
*Seelsorgerlich helfen im Alltag*

Christliche Verlagsgesellschaft  
Dillenburg 2018  
ISBN 978-3-86353-515-5  
432 Seiten, € 16,90



# Ein Anarchist wird Evangelist der Gebildeten

## Zum 100. Todestag von Fritz Binde

Schon seit seiner Kindheit war Fritz Binde von der Suche nach dem Lebensinn und nach Gott bestimmt. Er war emotional oft stark hin- und hergerissen, also ein Suchender. Nach seiner Umkehr wirkte er dann mit großem Segen. 2021 jährt sich sein Todestag zum 100. Mal.



Fritz Binde wurde am 30. Mai 1867 in Heldburg (Thüringen) als Sohn eines Uhrmachers geboren. In jungen Jahren wollte er gerne seinen künstlerischen Anlagen gemäß die Kunstakademie in Düsseldorf besuchen, wozu es jedoch nicht kam. Er begann zunächst eine Lehre bei einem Dekorationsmaler, musste aber vor deren Ende zu seinem Vater in die Uhrmacherlehre. 1885 ging er wegen der gewalttätigen Art seines Vaters von zu Hause fort und fand in Wetzlar, Wuppertal und Wald bei Solingen Arbeit.

Immer wieder hatte er bis dahin die Hand des »unbekannten Gottes« gespürt und war auch punktuell auf ihn hingewiesen worden. In Wetzlar wurde er mit dem Zeugnis eines Mannes konfrontiert, der ihm die Bedeutung der Bibel und die von Jesus Christus deutlich zu machen versuchte. Er reagierte mit massiver Ablehnung. In Wald war er bei dem frommen Uhrmacher Kortenhaus beschäftigt, dessen ebenfalls gläubige Tochter Anna er später heiratete. Binde's negative weltanschauliche Einstellung und Entwicklung brachte der Fa-

milie aber viel Leid, was wohl auch am Tod des Schwiegervaters erheblichen Anteil hatte. Seine Suche führte Binde hier in einen freidenkerischen Leseverein. 1890 betrieb er in Vohwinkel ein von den Schwiegereltern errichtetes Geschäft.

Bei seinen Studien widmete er besonders der Lektüre materialistischer Theorien viel Zeit. Mehrmals verwarf er sein vorheriges Denken und beschäftigte sich sehr intensiv mit neuen Theorien. Dazu gehörte auch das Studium sozialistischer Literatur und der Kampf für die sozialistischen Ideale. Er schrieb Aufsätze zu diesem Thema, wurde ein gefeierter Redner in Parteiversammlungen der SPD, und ihm wurde eine Reichstagskandidatur angeboten. Danach wandte er sich der Philosophie Nietzsches und Kants zu und wurde dadurch zum Verfechter von Selbsterziehung und Selbstbefreiung, was dazu führte, dass er die SPD verließ und sich schließlich als Anarchist verstand. Nun wandte er sich wieder mehr der Kunst zu, schrieb Theaterkritiken und Rezensionen und pries die Kunst in

\* Vgl. dazu sein Selbstzeugnis *Vom Anarchisten zum Christen* (auch im Internet einsehbar).

Vorträgen als große Erlöserin der Menschheit. Seine rastlose Suche und existenzielle Probleme setzten ihm allmählich psychisch so zu, dass er arbeitsunfähig wurde.

Er selbst schreibt: »Als Kind hatte ich Jesus wohl irgendwie lieb gewonnen, doch blieb es bei einem eher unbestimmten Gefühl, weil mir niemand die wahre Bedeutung Jesu für mein Leben nahebrachte. Dennoch nahm ich meine Konfirmation kindlich ernst, weinte viel und nahm mir vor, meine Sünden nie wieder zu tun. Bis zu meinem 33. Lebensjahr ging ich meinen eigenen Weg und wollte von Jesus nichts wissen. Schuld daran war weniger die Begierde nach den sogenannten Freuden des Lebens, mich faszinierte vor allem die Weisheit der Welt. Mit achtzehn Jahren hatte ich schon so viel gelesen, dass für den Glauben an Gott kein Raum mehr blieb.«\* Da Binde als Jugendlicher bei seiner Suche nach dem »erhabenen Menschen« nicht fündig geworden war, hatte er beschlossen, selbst einer zu werden.

In dieser seelisch besonders schwierigen Phase las er 1902 Blätter aus dem *Neukirchener Kalender*. Die beiden Verse »Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde« (1Joh 1,7) und »Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler« (Jes 40,31) sprachen ihn sehr an. Er geriet in schwere innere Kämpfe, bis er *Der Weg dem Lamme nach* von Georg Steinberger in die Hände bekam. Dadurch kam er zur Umkehr, denn es »verwandelte mir Jesus von Nazareth, den vornehm-überlegenen, heroischen Weisen, in Jesus Christus, das demütig dienende, hinge-

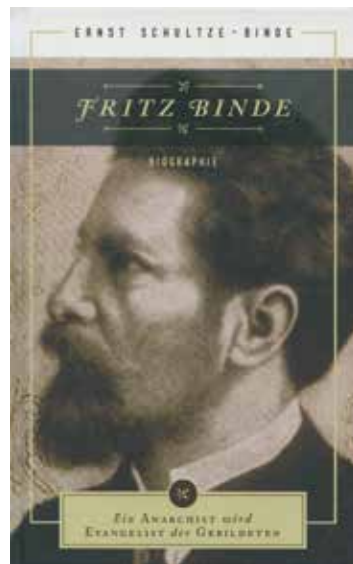
schlachtete Lamm Gottes, das der Welt Sünde und auch meine Sünde ans Kreuz trug«. Er ging mit seiner Familie zu Georg Steinberger in die Schweiz, und von ihm persönlich geprägt wurde er dann Prediger und Evangelist, besonders unter Gebildeten.

Herzbeschwerden hatten Binde seit jeher geschwächt. Davon wussten viele nichts und beneideten ihn um seine scheinbar starke Konstitution. Das lag daran, dass Gott ihm immer die für seinen Dienst nötige Kraft gab. Er selbst sagte in diesem Zusammenhang: »Das Kind Gottes braucht nicht mit Naturgesetzen, es darf mit Gnadengesetzen rechnen, und diese stehen weit über jenen. Nicht auf Symptome achten bei Krankheiten, sondern auf den Herrn. Die Symptome beobachten erschwert das Glauben und lenkt von Gott ab.« Im Laufe der Zeit bekam er noch Diabetes. 1921 versagte sein geschwächter Körper, und er starb nach kurzer schwerer Krankheit am Morgen des 10. September 1921 in seinem Haus in Riehen. Am 13. September wurde er dort auf dem Friedhof beigesetzt.

1911 hatte er in einer Krankenzeit gedichtet:

O Herr, aus Krankheitsnöten  
Möcht' ich jetzt zu Dir beten  
Und innig zu Dir flehn:  
Willst Du mich wieder stärken  
Zu neuen Glaubenswerken,  
So will ich froh aufstehn.  
Willst Du mich lassen liegen,  
So will ich mich drein fügen  
Und selig heimwärts gehn.

Dann hilf, o Herr, den Meinen,  
Es sind ja auch die Deinen,



Und lass sie Dich verstehn.  
Wollst stärken sie und gründen,  
Dass sie Dich alle finden,  
Und wir uns selig wiedersehn.

Und 1920:

Die Jahre steigen,  
Bald wird sich's zeigen,  
Was Du an mir getan:  
Es gehet himmelan.

Jochen Klein

#### LITERATUR

Ernst Schultze-Binde:

#### Fritz Binde

Ein Anarchist wird  
Evangelist der Gebildeten

Bad Wildbad (Verlag Linea) 2012  
geb., 238 Seiten

ISBN 978-3-939075-52-3  
€ 11,95

Matthias Hilbert:

## Unvergessene Pastoren und Evangelisten

### Sechs Lebensbilder

Norderstedt (BoD) 2021

Pb., 132 Seiten

ISBN 978-3-7534-4223-5

€ 9,90

Augustinus meinte: »Nur wer selbst brennt, kann andere entzünden.« Die Kirchengeschichte kennt außergewöhnliche Persönlichkeiten, die den christlichen Glauben prägten, weitergaben und dazu beitrugen, dass das Evangelium Gehör fand. Matthias Hilbert blickt in *Unvergessene Pastoren und Evangelisten* auf Christen, die aufgrund ihres Eifers für Christus Menschen in ihren Bann zogen.

Der Autor ist Grund- und Hauptschullehrer im Ruhestand. Als »Sohn eines Baptistenpredigers des alten Schlags« sog er das Christsein förmlich mit der Muttermilch ein. Neben aktiver Teilnahme am Gemeindeleben durch Predigt-dienste u. a. ist er Verfasser zahlreicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften sowie mehrerer Bücher.

Das vorliegende Buch stellt dem Leser sechs Persönlichkeiten vor, die größtenteils keine Unbekannten sind. **Fritz Binde** vollzog Anfang des 20. Jahrhunderts eine radikale Wende vom Sozialisten und Nihilisten zum überzeugten Christen. Der legendäre Jugendpfarrer **Wilhelm Busch** prägte eine ganze Generation von jungen Menschen. Einer der bedeutendsten Protagonisten des Pietismus war der Sauerländer **Paul Deitenbeck**. **Heinrich Kemner** brachte sich als

Gründungspionier in der Lüneburger Heide ein, der Baptist **Friedrich Sondheimer** ließ sich von Gott unerschrocken als Zeltevangelist gebrauchen. Als Vorbild für Nächstenliebe in einer grausamen Zeit des Terrors wird abschließend **Corrie ten Boom** vorgestellt.

Für all diese Diener Gottes galt eine Wahrheit: Die Bibel ist das gültige Wort Gottes. Deshalb theore-tisierten sie nicht von Gott, sondern waren von seiner Gegenwart überzeugt und brachten dies in ihrer Begegnung mit den Menschen in ihrem Umfeld zum Ausdruck. Es gelang ihnen, sowohl glaubens-nahe als auch glaubensferne Menschen mit der besten Botschaft der Welt in Kontakt zu bringen, damit »aus Nicht- und Namenschristen verbindlich lebende Nachfolger Christi wurden«.

Hilbert möchte mit diesem Buch seinen Lesern helfen, sich »angesprochen« zu fühlen und Anregungen sowie Hilfen für das persönliche Glaubensleben und das gelebte Christsein im Hier und Jetzt zu erhalten. Es gelingt ihm, die Protagonisten in einer griffigen und verständlichen Sprache vorzustellen. Dass es nicht nur um die Erfahrung der Liebe Gottes und eine persönliche Heilsaneignung geht, sondern dass echtes Christsein im Vollzug der Nachfolge immer auch eine mitmenschliche und sozial-diakonische Dimension und Auswirkung hat, lässt sich an den vorgestellten Lebensbildern ebenfalls gut erkennen.

Ein Wermutstropfen ist die Aufmachung des Buches. Der Inhalt wird dadurch zwar nicht geschmälert, doch Zwischenüberschriften oder die Hervorhebung markanter



Sätze hätten dem Leser die Glaubwürdigkeit der persönlichen Lebenszeugnisse noch einprägsamer vor Augen geführt. Auch der Preis ist für die schlichte Aufmachung etwas zu hoch.

Als Lesepublikum hat Hilbert solche vor Augen, die ein Interesse an christlichen Lebensbildern des 20. Jahrhunderts haben. Überdies spricht das Buch auch jene an, die noch keine feste Beziehung zu Christus haben, da sie unaufdringlich geistliche Anregungen und Impulse erhalten.

*Unvergessene Pastoren und Evangelisten* lädt dazu ein, Menschen wie du und ich, die durch eine Jesusbegegnung radikal verändert wurden, näher kennenzulernen. Ihr Engagement für das Evangelium, ihre Liebe zu den Menschen und ihre Begeisterung für Jesus Christus spornen dazu an, eine ebenso lebendige Glaubensbeziehung zu Gott zu führen. Zudem helfen die Lebensgeschichten, in Krisenzeiten nicht den Blick auf den Allmächtigen zu verlieren.

Henrik Mohn

Benjamin Lange:

## Die Zehn Gebote

Neue Entdeckungen  
in Gottes Gesetz

Dillenburg (CV) 2021  
geb., 176 Seiten

ISBN 978-3-86353-747-0

€ 9,90

Benjamin Lange steigt markig in sein Buch *Die Zehn Gebote* ein. Sein Opener lautet wie folgt: »Echt jetzt – ein Buch über die Zehn Gebote? Geht es noch langweiliger?« Der Autor möchte aber kein Weitwinkelobjektiv nutzen, um Gottes Anweisungen zu betrachten, sondern die Gesetzestafeln mit einer kontextuellen Lupe anschauen.

### Wer ist der Autor?

Dr. Dr. Benjamin Lange studierte Musik, Mathematik und Theologie und arbeitet als Bibellehrer im Gemeindedienst. Darüber hinaus ist er in der Bibelkommission der Elberfelder Bibel und als Bibelschullehrer aktiv. Seine Liebe für die Bibel spürt man ihm ab. Gemeindlich ist er der freien Brüderbewegung zuzuordnen.

### Worum geht es im Buch?

Das vorliegende Buch ist der erste Band der neuen Reihe »Die Bibel verstehen« der Christlichen Verlagsgesellschaft Dillenburg. Der Titel könnte langweilig klingen, doch wer zwischen die Buchdeckel schaut, wird überrascht sein. Benjamin Lange nimmt sein Publikum mit auf eine Zeitreise, die dem Leser von heute den kulturellen Hintergrund neu vor Augen führt. Dies gelingt ihm deshalb, weil

er die Gebote Gottes in den großen biblischen Geschichtsrahmen einsortiert und nicht nur ihre Einzelbedeutung vorstellt (»Im zweiten Gebot werden die drei Bereiche genannt, die bereits in der Schöpfung und an anderen Stellen des AT zur Untergliederung der gesamten Schöpfung verwendet werden«). Stellenweise nimmt er die Lupe zur Hand und beleuchtet insbesondere kontextuelle Gegebenheiten, damit man den Mehrwert für Christen des 21. Jahrhunderts erkennen kann (»Der ›Sabbat‹ ist damit mehr als der siebte Tag der Woche, nämlich eine besondere Einrichtung für Israel, diesen siebten Schöpfungstag auf eine besondere Weise symbolisch hervorzuheben«).

### Wer sollte das Buch lesen?

Als Lesepublikum hat Lange vor allem solche vor Augen, die bereits im Glauben stehen. Einerseits werden dem Leser aktuelle Erkenntnisse der Bibelwissenschaft zugänglich gemacht, weshalb ein gewisses Vorwissen vorhanden sein sollte. Andererseits verlangt die tiefgründige Recherche auch Mitdenken und kann dazu führen, Altbekanntes neu einzusortieren. Insbesondere kann das Buch auch als Geschenk für Adventisten genutzt werden, um in einen Dialog zu treten.

### Was macht das Buch besonders?

Lange gelingt es mit seinem Ansatz, eine durchdachte Ethik in Gottes Geboten aufzuzeigen, die zum Mitmachen einlädt und einen ganz neuen Blick auf die alten – mitunter verstaubt erscheinenden – Gebote Gottes werfen lässt. Dies



liegt unter anderem daran, dass der Autor eine Sprache gewählt hat, die allgemeinverständlich ist und kein theologisches Fachwissen voraussetzt. Zudem hilft *Die Zehn Gebote* dabei, neue Entdeckungen in Gottes Gesetz zu machen und so die Gültigkeit von Regeln neu zu erkennen, die alle Bereiche des Lebens umfassen. So schützt z. B. das siebte Gebot die Ehe sowohl nach innen als auch nach außen! »Die Ehe bleibt ein Schutzraum in der Gesellschaft, der nicht von anderen angetastet werden darf.«

Henrik Mohn

[www.lesendglauben.de](http://www.lesendglauben.de)



Stuart Olyott:

### **Predigen – fesseln oder faseln?**

Bielefeld (CLV) 2021

Pb., 208 Seiten

ISBN 978-3-86699-759-2

€ 12,90

Wenn man predigt: Wie kann man dieses Buch lesen, ohne depressiv zu werden? Wenn man nicht predigt: Wie kann man dieses Buch lesen und trotzdem irgendwann predigen? – Indem man nicht alles ernst nimmt und das für einen selbst Hilfreiche gelassen umzusetzen versucht.

Gelassenheit sollte man sich am besten schon vor der Lektüre vornehmen, um vor der einen oder anderen etwas merkwürdig anmutenden Attacke des Autors gefeit zu sein. Eine Kostprobe: »Wenn ich an Predigten in den Kreisen denke, in denen ich mich bewege, habe ich an ihrem Inhalt sehr wenig auszusetzen. Aber fast alle von ihnen werden schlecht ausgeführt« (S. 140). Oder: Über einen Prediger, der in dem auszulegenden Bibelabschnitt, egal wo er sich in der Bibel befinde, nicht veranlasst werde, Christus zu predigen, sei zu sagen: »Er hat das Buch der Bücher nicht verstanden; und wenn er es nicht verstanden hat, sollte er nicht predigen!« (S. 24). Und schließlich: Als Folge davon, dass viele Christen keine lehrhaften Predigten hörten, gebe es »nicht sehr viele Christen, die etwas von der Freude des Seelengewinnens kennen« (S. 67). Ähnliche undifferenzierte Stellen könnte man noch manche zitieren.

Etwas ratlos macht einen auch eine lobende Erwähnung des Buches *An Alarm to the Unconverted* von dem Puritaner Joseph Alleine (1634–1668), dessen Qualität darin liege, zehn Arten von Menschen zu nennen, die offensichtlich nicht bekehrt seien. Außerdem erwähne Alleine zwölf verborgene Kennzeichen eines Nichtbekehrten. Wenn man auch diese jeweils einem be-



stimmten Personenkreis zuordne, folge daraus, dass es 22 Arten von nichtbekehrten Leuten gebe, und jede einzelne Art spreche er an, ohne einen einzigen Bibelvers zu missbrauchen. Die Schlussfolgerung, so könne man jedem dann in seiner Individualität begegnen, löst diese merkwürdige Hypothese keinesfalls zufriedenstellend.

Wer eine Predigt gehalten hat, bekommt vom Autor den Tipp: »Bitten Sie um Vergebung für jeden Punkt, an dem Sie es hätten besser machen können« (S. 194). Würde man dies berücksichtigen, so müsste man bei einer 30-minütigen Predigt hinterher mindestens genauso lange beten, da man immer fast alles anders und besser machen kann.

Sollte man dieses Buch über gutes Predigen lesen? Durchaus, da man so manches lernen kann. In den sachlicheren Passagen werden fundierte Hilfen vermittelt. Wer aber einen nüchterneren Stil mag, sollte auf alternative Werke zurückgreifen.

*Jochen Klein*

Brett McCracken:

## Seele, nähre dich gesund!

### Der Weg zur Weisheit im Zeitalter der Information

Bielefeld (CMV) 2021  
Pb., 152 Seiten  
ISBN 978-3-86701-336-9  
€ 7,90

**S**o viel steht fest: Der Autor kennt sich aus. Dieses Buch ist kein gedanklicher Abriss zum Thema Information, angereichert mit Banalitäten aus der Medienwelt, sondern eine fundierte, qualifizierte Darstellung mit konkreten Beispielen und hilfreichen Reflexionen.

Worum geht es? »Dieses Buch vertritt die These, dass wir ein besseres ›Ernährungskonzept des Wissens‹ brauchen bzw. bessere Gewohnheiten der Informationsaufnahme« (S. 12). Um die dafür zentralen Gedanken zu entfalten, gliedert der Autor das Buch in zehn Hauptkapitel. In den ersten drei geht es im Schwerpunkt um Informationsüberflutung, die Menge an Neuigkeiten, alternative Fakten und das Wahrheitsproblem. Ab Kapitel 4 wird die »Weisheitspyramide« entfaltet. Dabei spielt die Bibel die zentrale Rolle, aber auch die

Gemeinde, die Natur, Bücher allgemein, Schönheit und das Internet. Schließlich folgt ein Resümee.

Das Buch ist gut gegliedert und verständlich geschrieben, verlangt aber eine gewisse Bereitschaft zum analytischen Denken. Dass man eine Flucht in Bücherrealitäten pauschal gutheißen kann, zweifle ich ebenso an wie dass Klassiker oft »Wahrheiten vermitteln, die in Zeit und Raum Wiederhall gefunden haben« (S. 114), »dass *alles* in der Schöpfung die Handschrift des Schöpfers trägt« und somit jedes Buch, das diese »unter die Lupe nimmt, das Potenzial [hat], die Wahrheit zu erhellen« (S. 116) oder dass man in der vom Autor dargestellten Dimension »gut formulierte[n] Argumente[n]« »der ›anderen Seite‹ Gehör schenken«, diese Sicht zu verstehen versuchen und sogar seine Social-Media-Feeds mit Quellen versehen sollte, die eine Vielzahl von Perspektiven repräsentieren (vgl. S. 138). Letzteres klingt mir etwas zu sehr nach postmodernem Relativismus.

Wenn man diese und andere kleinere Kritikpunkte unter dem Gesichtspunkt des Gesamttenors sieht und sie entsprechend einordnet, kann man von der Lektüre einen beachtlichen Gewinn haben.

Jochen Klein



Weitere Rezensionen und Artikel von Jochen Klein auf

[www.denkendglauben.de](http://www.denkendglauben.de)

Unter anderem finden Sie dort eine ausführliche Besprechung von Markus Spiekers Buch *Jesus: Eine Weltgeschichte* (2020).

# Behalte deine Gabel

Einer Frau wurde eine unheilbare Krankheit diagnostiziert. Der Arzt sagte, sie hätte nur noch drei Monate zu leben. Sie fing also an, alles in Ordnung zu bringen und zu organisieren. Auch den Pastor rief sie an und bat ihn, zu ihr zu kommen, um ihre Wünsche für die Beerdigung abzusprechen. Sie teilte ihm mit, welche Lieder gesungen und welche Bibeltex-te gelesen werden sollten und in welchem Kleid sie beerdigt werden wollte. Zum Schluss sagte sie noch: »Ich möchte gerne meine Bibel in der linken Hand halten – und in der rechten eine Gabel.«

Der Pastor konnte sein Erstaunen nicht verbergen. »Eine Gabel? Darf ich fragen warum?«

Die Frau erklärte: »Wenn ich in meinem Leben irgendwo zum Essen eingeladen war, wurde ich öfter gebeten, meine Gabel zu behalten, wenn das Geschirr abgeräumt wurde. Und ich freute mich dann immer, denn ich wusste, dass noch etwas Besseres kommen würde: ein leckerer Kuchen, Apfelstrudel oder Auflauf – irgendetwas Wunderbares, was das große Mahl perfekt abrundete.«

Der Pastor lächelte.

»Ich möchte«, fuhr die Frau fort, »dass die Leute, die mich im Sarg sehen, sich wundern, warum ich die Gabel in der Hand halte. Und Sie sollen ihnen dann sagen: ›Behalten Sie Ihre Gabel – das Beste kommt erst noch!‹«

Auf der Beerdigung gingen die Menschen am Sarg vorbei und sahen das schöne Kleid der Verstorbenen, ihre Bibel in der linken Hand und ... die Gabel in der rechten! Und immer wieder hörte der Pastor die erstaunte Frage: »Was hat es wohl mit der Gabel auf sich?«

Während seiner Predigt berichtete er von der Unterhaltung, die er mit der Frau gehabt hatte. Er erklärte, was die Gabel in ihrer Hand bedeutete und dass er hoffe, dass die Anwesenden sie nie mehr vergessen würden. Die Geschichte schlug bei den Leuten ein, und sie erzählen sie sich noch heute.

Behalte deine Gabel – das Beste kommt noch!

*Autor unbekannt*